

Abdullah, Samira, Asaad Waffen von der US-Army und die europäische Arroganz

"Weil ich was? Weil ich mir euer Elend ansehen, es filmen und darüber schreiben möchte? Weil wir, die Menschen im Westen, unser Herz nur noch spüren, wenn wir das weit entfernte Leid der Welt sehen? Weil ich denke, es könnte euch helfen, wenn irgendjemand erzählt, wie grausam das Leben ist, das ihr führt?"
Siba Shakib: "Nach Afghanistan kommt Gott nur noch zum Weinen"

2. Januar, 7 Uhr

Ich sitze im Flugzeug nach Paris und will, wie fast immer auf solchen Reisen mein Tagebuch beginnen. Es fällt mir schwer diesmal, sehr schwer. Seit drei oder vier Tagen muss ich mich zwingen, fröhlich und aufmerksam zu sein. Ausgerechnet beim Tanzen in der Silvesternacht habe ich Ingrid endlich gebeichtet, wie mir wirklich zu Mute ist. Es ist mein achter Besuch im Irak. Doch diesmal hat mich der Mut verlassen, oder vielleicht nicht der Mut, aber die Gelassenheit, zumal wir in auch in die Unruheprovinz Diyala fahren werden und am Plan, nach Bagdad zu kommen, noch immer festhalten. Vor zwei Tagen ist Saddam Hussein in einem widerlichen Schauspiel hingerichtet worden. Aber ohnehin wurde die Situation im Irak von Monat zu Monat schlimmer. Natürlich kann ich mir sagen, Mensch, sei nicht sentimental, spiel dich nicht auf. Ich weiß, dass Abdullah Aljubori, den ich seit 2003 kenne, alles für unsere Sicherheit tun wird, dass wir in den besten Händen sein werden. Meine Empfindungen hören jedoch nicht auf meinen Kopf. Und dass ich eine Woche Urlaub, eine der ohnehin wenigen freien Wochen mit Ingrid und Saira verliere, bedrückt mich zusätzlich. Einen anderen Termin haben mein portugiesischer Kollege Paulo Casaca und ich nicht gefunden. Saddams Exekution konnten wir sowieso nicht berücksichtigen, als wir nach Flügen und Gesprächspartnern suchten. Ich will lieber nicht allzu viel über meine Verfassung schreiben. Auf Außenstehende muss das alles peinlich wirken. Nur verlieren meine Notizen ihren Sinn, wenn ich mich auf die Äußerlichkeiten beschränkte.

Um vier bin ich von Zuhause losgefahren. Die Weihnachtslichter in den Bäumen der Vorgärten haben mich noch einige Minuten begleitet. Nur das Haus meines Freundes Jürgen lag unvertraut und traurig im Dunklen, seit er vor drei Wochen so furchtbar überraschend gestorben ist.

In Paris werde ich fünf Stunden auf dem Flugplatz herumsitzen. Als ich vor einem Jahr aus dem Irak zurückkam, konnte ich im "Neuen Deutschland" lesen, dass ich (und andere) mehr auf den großen internationalen Flughäfen als unter den Menschen zu Hause seien und nicht mehr wüssten, wer sie gewählt habe. Im ND gibt es hervorragende Journalisten, aber die alte Art und Weise, sich nicht mit unangenehmen politischen Auffassungen auseinanderzusetzen, sondern lieber die persönliche Integrität Missliebiger zu zerstören, lebt immer wieder auf. Damit muss man in der PDS leben. Gegen Ronald Weckesser, Christine Ostrowski, Ingrid und andere läuft derzeit gar ein aggressives Ausschlussverfahren, das erste kollektive seit SED-Zeiten, und die sächsische Schiedskommission hat gerade ihre ganze Verachtung für die Betroffenen dadurch dokumentiert, dass sie nicht einmal die primitivsten Formalien des Verfahrens für sie einhält. Einige, fürchte ich, wollen wohl, dass der Parteivereinigung eine Parteireinigung vorausgehen soll. Geschichte, mit der man sich nicht auseinandersetzt, holt einen immer wieder ein und hindert vor allem immer wieder aktuell notwendige politische Entscheidungen. Aber auch in diesem Fall gilt: Was früher eine Tragödie gewesen wäre, ist nun eine Farce. Schiedskommissionen spielen Parteikontrollkommission und merken nicht einmal, dass deren Zeit eine Epoche zurückliegt. Ingrid empfindet es natürlich anders. Für sie wiederholt sich, was sie 1987 erlebt hat, ziemlich direkt. Aber ich beruhige sie. Diesmal kann sie niemand zur Bewährung in die Braunkohle schicken.

Nun gut, auf nach Paris, dass das ND sein Urteil bestätigt sehen darf!

Halb elf

Nichts spüre ich mehr von meiner morgendlichen Niedergeschlagenheit. Als ich vor anderthalb Stunden durch den tristen Wartesaal schlenderte, sah ich plötzlich Abdullah Aljubori. Ich war froh, aber auch er begrüßte mich ungemein herzlich. Wir erinnerten uns an unser letztes, zufälliges Treffen auf dem Bagdader Flugplatz vor anderthalb Jahren. Nun weiß ich nicht nur, ich spüre, dass die Reise gut und verantwortungsvoll organisiert ist. Er erzählte, dass uns ab Erbil 16 bewaffnete Männer seiner Bodyguards begleiten werden. Aber von Abdullah geht selbst ein Gefühl der Sicherheit aus, eine Souveränität, die schwer zu erklären ist. Vierzehn Anschläge hat er seit 2003 überlebt. Sein Bruder ist von einer Todesschwadron bestialisch ermordet worden (er wurde mit dem Auto zu Tode geschleift), einer seiner Neffen, der zu seinen Leibwächtern gehörte, getötet. 2006 wurde Abdullah ohne Anklage

inhaftiert, aber sein Mut scheint nicht einmal angekratzt zu sein, sein Engagement für sein Land ohnehin nicht. 1990 war er als Zahnarzt nach Großbritannien emigriert, 2003 in den Irak zurückgekommen, zunächst als Bürgermeister von Mughdadia, dann als Gouverneur der Provinz Diyala. Ich habe die Verehrung, die er in Diyala genießt, selbst mehr als einmal erlebt. Bei den Wahlen 2005 hat man seinen Namen von den Wahlzetteln gestrichen. Seine Einsprüche bei der Zentralen Wahlkommission und beim Obersten Gericht blieben ergebnislos: Wegen eines (angeblichen) Fehlers auf Provinzebene könne man die Wahlen nicht wiederholen. Seitdem regiert in Diyala ein in der Bevölkerung völlig diskreditierter Gefolgsmann der fundamentalistischen schiitischen Milizen.

Abdullah könnte sein Leben wohlhabend und ruhig in London verbringen, doch eben das kann er nicht. Er gibt nicht auf, kann nicht aufgeben. Eine fröhliche Energie. Wie eine Maschine, denke ich und korrigiere mich sofort. Einfach ein wunderbarer, warmherziger und vertrauensvoller Mensch. Allah, sagt er mir, weiß, was ich für die Menschen zu Hause tue, für alle und für viele einzelne. Er wird mich schützen. Zu solchem Glauben bin ich nicht fähig, aber seine frohe Zuversicht steckt mich sofort an. Ich erzähle ihm von Saira, zeige ihm ein Foto, und wir entdecken eine Gemeinsamkeit, die uns noch näher bringt: Er hat eine dreijährige Tochter, auch ein geliebter Nachkömmling.

Ergänzung vom 10. Mai 2007

Heute Morgen habe ich Abdullah im Europäischen Parlament wieder getroffen. Paulo hatte uns zum politischen Frühstück eingeladen. Zum ersten Mal hat mich Abdullah umarmt und auf arabische Weise geküsst. Ungeübt und etwas verklemmt, wie ich in solchen Fällen bin, habe ich ihn zuerst links küssen wollen. Er hat darüber gelacht. In den vergangenen Wochen hat er in einer besonders bedrohten Region der Provinz ein Nachbarschaftsprogramm organisiert. Schiitische und sunnitische Dörfer informieren sich gegenseitig über terroristische Aktivitäten. Sein Haus aber wurde in seiner Abwesenheit Ende März mit Raketen zerstört. Glücklicherweise erhielt er darüber eine Information und konnte seine Familie vorher warnen. Bei seiner Rückkehr am 1. April allerdings sprengte sich ein Selbstmordattentäter in die Luft, als er den Wagen verließ. Abdullah hat wunderbarerweise auch den fünfzehnten Anschlag überlebt. Aber viele, die zu seiner Begrüßung gekommen waren, starben, und einer seiner Leibwächter auch, ein junger, fröhlicher Mann, der uns im Januar begleitet hatte und als einziger der Bewaffneten englisch sprach. Die Verantwortung reklamierte Al Qaeda auf einer Homepage für sich.

3. Januar, 10 Uhr, im Hotel in Erbil

Nach rund vierundzwanzigstündiger Reise landeten wir morgens um vier in Erbil. Auf der Fahrt in die Stadt konnte ich auch im spärlichen Licht der wenigen Laternen sehen, wie viel in den vergangenen elf Monaten in Erbil schon wieder neu gebaut worden ist. Um 5 waren wir im Hotel und konnten noch drei, vier Stunden schlafen. Auf den Schattenflächen der Wiesen liegt Raureif, aber der Morgen ist frühlingshaft sonnig. Unser Arbeitsprogramm wird um 12 Uhr beginnen. Ich lese in zwei englischsprachigen kurdischen Zeitungen und im Tagebuch von Mihail Sebastian, das mich von den ersten Seiten gefangen genommen hat. Auf Abdullahs dringende Bitte hin haben wir unseren Plan, nach Bagdad zu fahren, aufgegeben. Die US-Streitkräfte können uns keinen Hubschrauber zur Verfügung stellen; der Landweg ist zu gefährlich. Außerdem, da waren wir uns einig, wäre das Treffen mit Ministerpräsident Maliki nach Saddams Hinrichtung ein unverantwortliches Signal.

12 Uhr

Im Hotel, im dem ich auch 2006 untergekommen war, treffen wir mit dem Gouverneur der Provinz, Nawzad Hadi Mawlood, und dem Hochschulminister der Kurdischen Regionalregierung, Dr. Idris Hadi Salih, zusammen. Abdullah kennt sie beide offenkundig gut.

Kurdistan ist keine Oase, aber die Situation ist unendlich besser als in anderen Teilen des Irak. 60.000 Studentinnen und Studenten, immer mehr auch aus den arabischen Provinzen, studieren gegenwärtig an den fünf staatlichen und zwei privaten Universitäten, drei Technischen Hochschulen und fünfzehn Instituten in Kurdistan. Die Hälfte sind Studentinnen, antwortet der Minister auf meine Frage. "In Bagdad sind es viel weniger, und inzwischen sind dort fast alle verschleiert. Muktar al Sadr (einer der Milizenführer; A.B.) macht aus jeder Universität eine Moschee. Bei uns sind die Frauen dagegen frei wie in Europa." Für die Universitäten, denke ich, mag das gelten. Ansonsten, weiß ich von früheren

Besuchen, haben Frauen vor allem in den ländlichen kurdischen Gebieten nach wie vor sehr, sehr große Probleme.

Unsere Diskussion wird schnell konkret und praktisch, dafür sorgt nicht zuletzt Tomaz Dentinho, ein portugiesischer Professor der Azoren-Universität, der Paulo, Abdullah und mich begleitet: Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit europäischen Universitäten, Stipendien für irakische Studenten in Europa, Ausbildung von Hochschullehrern. Zwanzig Jahre war der Irak international isoliert. Das früher fortgeschrittene Bildungssystem ist zerstört worden. Kurdistan genoss zwar seit 1992 eine faktische Unabhängigkeit, litt aber unter dem UN-Embargo gegen den Irak und dem Embargo Saddam Husseins gegen die kurdische Region. Noch immer ist die Stromversorgung auch in Kurdistan schlecht. Nur drei bis vier Stunden am Tag gibt es Elektrizität aus dem zentralen Netz; ansonsten laufen die Generatoren der Hotels, Behörden, Krankenhäuser. Die meisten privaten Haushalte haben solche Möglichkeiten nicht. Groß ist die Enttäuschung über die fehlende Präsenz und Aktivität der Europäischen Union. Unsere ebenfalls. Ich erzähle von meinen bislang vergeblichen Versuchen, die EU-Kommission wenigstens dazu zu bringen, den Überlebenden des Giftgasangriffes von Halabja zu helfen. In der Kommission fürchtet man jedoch, dass Projekte in Kurdistan von der irakischen Zentralregierung oder auch von der Türkei als Beitrag zu einer kurdischen Selbstständigkeit verstanden werden könnten. Der Minister reagiert sofort: "Wir wollen keine Spaltung des Irak. Unsere Zukunft liegt in diesem Land. Wir sind bereit, bei allen Projekten, mit Bagdad zusammenzuarbeiten." Ja. Das habe ich erst vor wenigen Wochen der EU-Außenkommissarin gesagt. Geholfen hat es bisher nicht.

Natürlich diskutieren wir über die Hinrichtung Saddam Husseins. Einer der Berater des Ministers (alle Männer, die wir heute treffen haben in Großbritannien gelebt), Dr. Amin Barzanji, betont: "Wir Kurden wollen vorwärts schauen. Wir haben eine brutale Unterdrückung erlebt. Groß sind die Kriegsschäden. Die Bergwälder wurden abgeholzt, und auch jetzt werden die Straßenbäume von den Einwohnern der Städte oft gefällt, weil sie keinen Brennstoff für die Heizung und den Kochherd haben. Die Bewässerungsanlagen sind verschlissen, die Verschmutzung groß, vielerorts gibt es keine Müllentsorgung. Aber wir Kurden wollen nicht Revanche. Unsere Kultur verhindert auch, dass wir die Hinrichtung Saddams feiern." Der Gouverneur von Erbil ergänzt: "Die USA sind kaum zu verstehen. Vielleicht haben sie Saddam so schnell an Maliki übergeben, damit sich die Kritik jetzt nicht mehr gegen sie, sondern gegen die Regierung und die Sadr-Milizen richtet. Saddam hat die Verantwortung für eine Million Tote im Irak, aber die jetzige Situation unterscheidet sich nicht prinzipiell davon. Man hätte außerdem alle Verbrechen Saddams vor Gericht untersuchen und verurteilen müssen, zum Beispiel den Giftgasangriff auf Halabja, die Vernichtung und Vertreibung der Marsh-Araber im Süden, die Ermordung seiner eigenen Verwandten in Tikrit und die Kriege gegen den Iran und Kuwait."

Gegen 19 Uhr

Ich nutze eine kurze Pause, meine Notizen auf den neuesten Stand zu bringen. Nach der zweieinhalbstündigen Diskussion zur Mittagszeit führen wir zu einem neuen Einkaufszentrum "New City", das auch in den Zentren europäischer Städte stehen könnte.

Ein riesiges "Merry Christmas" und ein ungewöhnlich kitschiger Weihnachtsmann begrüßen die Käuferinnen und Käufer, die nur zur sich rasch entwickelnden Oberschicht der Stadt gehören können. Immerhin, ich stelle mir vor, in Deutschland würden die Kaufhäuser zu muslimischen Feiertagen schmücken. Man kann im Irak viele Vorurteile bestätigt bekommen, viel mehr widerlegt. Im Obergeschoss des Gebäudes ist ein Restaurant, in das uns der Minister gemeinsam mit einigen Mitarbeitern einlädt. Ich sehe nicht wenige Frauen, die auch ohne männliche Begleitung hier essen, manche verschleiert, die meisten europäisch gekleidet. Ach, und unser Tisch wird rasch gefüllt mit den wunderbaren Salaten, Auberginencreme, dem Fladenbrot, das ich so mag, gegrillten Tomaten, Paprika, frischen Peperoni, saurem Gemüse, Reis, Kebab, gegrilltem Huhn, Lamm und sehr süßem Blätterteiggebäck mit Honig und Pistazien. Nach dem Nachtflug und dem ausgefallenen Frühstück bin ich einigermaßen in der Lage, wenigstens einen Teil dieser Fülle zu genießen. Die Gespräche gehen weiter und landen immer wieder bei Saddams Hinrichtung. Die Meinung eines Bankers, der in Polen, England und Frankreich studiert und gelebt hat, habe ich mir gemerkt: "Saddam musste für seine Verbrechen verurteilt werden. Die meisten Kurden halten auch die Todesstrafe für richtig. Aber niemand hätte die Exekution feiern dürfen. Das spaltet unser Land noch mehr, insbesondere kulturell in die säkularen und die fundamentalistischen Kräfte, in jene, die sich auf die Zukunft orientieren, und jene, die Rache und Separatismus wollen."

Ich muss an die SMS denken, die mir meine frühere Praktikantin Stella vor der Abreise geschickt hatte, und an eine E-Mail von Simone Oldenburg, einer Lehrerin. Ich selbst war zwar schockiert, aber ich hatte im Gegensatz zu den beiden nicht über die möglichen Folgen der Hinrichtung nachgedacht. Offensichtlich haben sie Recht gehabt.

Nach dem Essen wurde mir ein großer Wunsch erfüllt. Weder 2005 noch 2006 hatte ich die Altstadt in der Festung sehen können. Erbil besteht seit etwa 6000 Jahren und ist die älteste ständig besiedelte Stadt der Welt. In alter Zeit hieß sie Urbilum. Ich vermute, dass das lateinische und englische "urban" hier seine Wurzeln hat. Die Kurden nennen sie Hawler, was "hier" bedeutet. Viele Zivilisationen haben im Laufe der Jahrtausende in Erbil gesiedelt, 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung wurde sie erstmals schriftlich durch einen sumerischen König erwähnt. Seit 2350 Jahren soll es in der Region eine kurdische Besiedlung geben, erzählt uns der Verantwortliche für die begonnene Restaurierung der 110.000 Quadratmeter umfassenden Citadelle und der Altstadt. Die letzten 820 Familien wurden vor Kurzem umgesiedelt und erhielten anderen Wohnraum in der Stadt, um die Arbeiten beginnen und innerhalb von zehn Jahren abschließen zu können. Dann sollen sie und andere die Möglichkeit haben zurückzukehren, damit die Festung nicht nur einen musealen, sondern einen lebendig und modern genutzten Charakter erhält. Zur Zeit sieht es eher tristlos aus. Die meisten Gebäude sind verfallen, die Straßen voller Trümmer, aber überall kann man reizvolle Details traditioneller osmanischer Häuser entdecken. Die wirklich alten Siedlungsschichten werden jedoch für immer unter den Bebauungen der jüngsten Jahrhunderte verborgen bleiben.

Kurz vor Mitternacht

Nachzutragen sind Meetings, die wir um halb acht mit Beratern des Planungs- und des Hochschulministeriums hatten und unser spätes Abendessen mit Abdullah Aljaburi, bei dem wir drei Europäer ihn mit unseren Fragen löcherten und seine Antworten mich zum Fazit veranlassten: "Ich wusste immer, wie kompliziert es ist, die Situation im Irak zu verstehen, aber nun werde ich noch vorsichtiger in meinen Urteilen sein." Es ging um die religiöse Zusammensetzung der irakischen Bevölkerung und die gängige Behauptung, sechzig Prozent seien Schiiten. Abgesehen davon, dass Abdullah meinte, früher hätten solche Unterschiede zumindest keine gewalttätigen und hassefüllten Auseinandersetzungen hervorgerufen, zog er die Zahlen erheblich in Zweifel. Höchstens zwei Fünftel der Irakerinnen und Iraker gehörten zur schiitischen Glaubensrichtung. Die hohen Ergebnisse der schiitischen Parteien seien nur durch den massiven Druck der Milizen im Süden zustande gekommen. Detailliert erklärte uns, wie es in Familien aussehe, wenn Ehepartner unterschiedlichen Richtungen angehörten, aber ich war viel, viel zu müde, um aufmerksam folgen zu können und mir Notizen zu machen. Jedenfalls weiß ich jetzt aber, dass der Gebetsstein, den ich einmal geschenkt bekommen habe, ein schiitischer ist, denn Sunniten benutzen ihn nicht.

4. Januar, morgens

Das Frühstück schenke ich mir. Heute wird es nach Diyala gehen. Mit dem Komfort und der Sicherheit wird es vorbei sein. Seit gestern sind die ersten Männer aus Abdullahs Eskorte da und machen uns mit ihrer Hektik schon etwas unruhig. Ich habe mir vor dem Hotel noch ein wenig die Beine vertreten; spazieren gehen war nicht oder nur schwer möglich, ohne Aufsehen und fürsorgliche Aufregung auszulösen, da das Hotel (wie alle öffentlichen Gebäude in Erbil) seit dem Sprengstoffanschlägen vor zwei Jahren rundum mit einer Mauer verbarrikadiert und von einem Polizeiposten bewacht ist. Die Sonne muss sich heute durch einige Wolken quälen, aber sie schafft es. Trotzdem ist es kühl, bestimmt nicht mehr als zwei, drei Grad über Null. Mein Funktelefon funktioniert nicht, aber ich habe Ingrid auf der arabischen Tastatur des Hotelcomputers eine kurze E-Mail schicken können: Ich bin wohlauf, die Reise lohnt sich, mach Dir keine Sorgen! (Natürlich habe ich emotionaler, ausführlicher, dafür aber auch mit vielen Fehlern geschrieben, weil ich oft genug nicht die richtigen lateinischen Buchstaben gefunden habe.) Auch diese Möglichkeit der Kommunikation wird in den nächsten Tagen fehlen.

Halb elf

Mit Dr. M. Amin Barzanji habe ich eine Stunde lang drei konkrete Vorschläge für eine Zusammenarbeit irakischer und irakisch-kurdischer Universitäten mit deutschen Hochschulen und anderen akademischen

Einrichtungen diskutiert: Deutschunterricht, Verwaltungszusammenarbeit, Stipendien für Medizinstudenten. Es wird viel Arbeit werden, wenigstens einen Teil davon auf den Weg zu bringen. Letzten Endes werde ich auch nur auf eine Art Betteltour bei Universitäten, Ministerien und dem Deutschen Akademischen Austauschdienst gehen können. Doch es muss endlich praktische Hilfe geben, und viel konkretere als die Finanzhilfen der EU und europäischer Staaten für die im Irak tätigen UN-Organisationen. Wie oft habe ich in den vergangenen Jahren und auch diesmal bereits wieder die Hoffnung gehört, "die Europäer" sollten sich eigenständiger und sichtbarer im Irak und in der kurdischen Region engagieren. Mich muss davon niemand überzeugen, aber zu Hause habe ich mit solchen Vorstellungen bisher keinen Erfolg gehabt. Die einen wollen den USA nicht in die Quere kommen, die anderen fürchten die Unsicherheit im Land, die dritten, dass Projekte im kurdischen Teil als Beitrag zu Desintegration des Irak verstanden werden könnten. Viele Kurdinnen und Kurden träumen tatsächlich von einem eigenen Staat, aber die politisch Verantwortlichen kennen auch die Gefahren und betonen immer wieder, dass sie ihren Beitrag zu einem integralen Irak mit einem autonomen Kurdistan leisten wollen. Die Sicherheit und die positive wirtschaftliche Entwicklung in den drei kurdischen Provinzen könnten meiner Meinung nach für europäische Projekte genutzt werden, die die innerirakische Zusammenarbeit stärken. Vielleicht werde ich diesmal mehr in der EU und in Deutschland erreichen als vor einem Jahr. Dass mein irischer Kollege Simon Coveney, mit dem ich im Februar 2006 unter anderem in Halabja gewesen bin, und ich die Behörden noch immer nicht dazu bringen konnten, den Opfern des C-Waffen-Angriffes von 1988 zu helfen, ermutigt mich allerdings nicht gerade. Ich erwähne diese Erfahrung in allen Gesprächen mit kurdischen Politikern, um sie auf die Probleme aufmerksam zu machen. Wenige Tage nach unserem Besuch in der Gedenkstätte in Halabja wurde sie von Einwohnern der Stadt im März 2006 niedergebrannt. Sie sei kein Denkmal für die Opfer, sondern für die Armut der Menschen. Nach allem, was ich dort gesehen, gehört und erlebt habe, verstehe ich die Empörung. Der damalige US-Außenminister, Colin Powell, war zur Eröffnung des Memorials in Halabja, andere internationale Politiker haben es immer wieder besucht. Es ist - zu Recht - ein wichtiger Platz um auf die furchtbaren Verbrechen Saddam Husseins hinzuweisen. Aber wie unehrlich müssen diese Besuche auf die betroffenen Menschen wirken, denn ein Platz für medizinische und soziale Hilfe der internationalen Gemeinschaft oder auch nur für eine Untersuchung der langfristigen gesundheitlichen und Umweltfolgen ist Halabja bis heute nicht. Mehrfach habe ich seit gestern auch zu hören bekommen, dass die Hinrichtung Saddams vor dem Abschluss der gerichtlichen Untersuchung des chemischen Bombardements von Kurden als Versuch angesehen wird, dieses Verbrechen nicht juristisch aufzuklären.

11 Uhr im kurdischen Parlament

An dieses hässliche Gebäude aus der Saddam-Zeit kann ich mich gut erinnern, gerade, weil seine grobschlächtige, festungsartige Architektur so abstoßend ist. In Fontanes "Stechlin", den ich zusammen mit Sebastians Tagebuch für die Reise eingepackt habe, las ich eine Beschreibung preußischer Schulen, die für dieses Parlament ebenso zutreffend ist: "Graue Wand, hundert Löcher drin und drunten großes Hauptloch. Und natürlich ein Schilderhaus daneben. Letzteres das Wichtigste." Extra für uns ist es trotz der islamischen Feiertage geöffnet worden, aber bis auf ein paar Sicherheitsleute menschenleer. Wir reden mit dem Vizepräsidenten der kurdischen Regionalparlaments, Muhamed K. Salehi (Dr. Kamal Kirkuki steht als zweite Namensvariante auf seiner Visitenkarte, und ich muss mich einmal mit der Bedeutung dieser Unterschiede vertraut machen; es verstört mich immer wieder, wie wenig ich über andere Kulturen weiß/ wieder in Brüssel hat meine Kollegin Feleknas Uca es mir erklärt; das eine ist der arabische, das andere der kurdische Name). Das Arbeitszimmer wirkt dunkel, nicht nur, weil wenig Licht durch die kleinen Fenster hineinkommt, sondern weil es mit schwarzen Möbeln voll gestellt ist. Lichtblick ist Kirkukis junge, blond gefärbte, selbstbewusste und fließend englisch sprechende Mitarbeiterin, die ihrem etwas introvertierten und spröden, sehr überlegt redendem Chef nicht selten ins Wort fällt. Kurdistan, das spürt man an solchen Begebenheiten noch mehr als sonst, ist eine andere Gesellschaft als der Rest des Irak. Paulo und ich erzählen von unseren Motiven für den Besuch und unseren Eindrücken, von der Dialog-Initiative "Iraq with a future" und den Vorhaben für eine europäisch-irakische Kooperation, die die positiven Möglichkeiten Kurdistan nutzen sollte. Dr. Kamal Kirkuki spricht etwas deutsch, das er in der Emigration, ich glaube in Wien, gelernt hat, ansonsten wird aus dem Kurdischen in das Englische übersetzt: "Wir müssen unsere Demokratie entwickeln, die Menschen müssen sich selbst vertrauen und selbst Verantwortung übernehmen. Das ist das Schwierigste nach so vielen Jahren der Diktatur und der gesellschaftliche und mentalen Zerstörungen.

Wir wollen unsere Region gemeinsam mit den Arabern, Turkomanen, Assyrern und den Christen aufbauen. Die schlimme Vergangenheit hat uns nicht zum Hass gegen die Araber veranlasst, wir wollen gemeinsam und offen nach vorn schauen. Mit der Zentralregierung gibt es viele Probleme, aber wir wollen sie nicht im Konflikt, sondern mit Verhandlungen lösen. Bisher erhalten wir beispielsweise viel weniger Geld als uns nach der Verfassung zusteht aus Bagdad." Wenn er über die Differenzen im Irak spricht, ist Kamal Kirkuki über die Maßen allgemein: "Keine Religion ist besser als die andere und keine Nation. Wir möchten ein sicheres Erbil ebenso wie ein sicheres Faluja. wir mögen Bagdad als Hauptstadt genauso wie wir Erbil mögen." Scharf und plötzlich temperamentvoll kritisiert er den Baker-Hamilton-Bericht, das Konzept für eine neue US-Strategie im Irak, und ähnliche Ideen der International Crisis Group (ICG). Vor allem die Vorschläge, die Autonomie Kurdistans zu begrenzen und das in der Verfassung für 2007 vorgesehene Referendum über die Zukunft Kirkuks zu verschieben oder nicht durchzuführen, hat die kurdischen Politiker in den letzten Wochen aufgebracht: "Wir lassen den Bruch der Verfassung durch ausländische Mächte nicht zu." Diese Pläne, sagt er, würden den Frieden auch im Süden und Norden des Irak zerstören: Dann würde Faluja nicht sicher wie Erbil, Erbil würde unsicher wie Faluja werden. Baker und Hamilton sowie die ICG sind nicht einmal nach Kurdistan gekommen. "Saddam hat die Ölpipeline im Norden lieber 200 Kilometer länger bauen lassen, damit sie nicht durch unsere Region führt. Die amerikanischen Strategen machen den gleichen Bogen um uns. Dabei könnten sie hier unbehelligt in kurzen Shorts durch die Stadt laufen. In Faluja könnten sie sich arabisch kleiden und würden doch umgebracht werden. Nicht einmal bei ihrem Besuch in der Bagdader Green Zone haben sie kurdische Politiker konsultiert." Als wir auch ihn nach Saddams Exekution fragen, antwortet er wörtlich: "Saddam war ein zweiter Hitler, in einer anderen Zeit, an einem anderen Ort. Er hat nicht nur Kurden ermorden lassen, auch schiitische und sunnitische Araber, sogar seine eigene Familie. Er war eine Bedrohung für den Irak, für die Nachbarländer und die Welt. Deshalb waren wir für die amerikanische Invasion. Doch die Art und Weise, wie er hingerichtet wurde, lehnen wir ab. Sie hat tiefe Zweifel an der Unabhängigkeit der irakischen Justiz geschürt." Ich hätte gern etwas mehr darüber geredet, über unsere prinzipielle Ablehnung der Todesstrafe und über die fragwürdigen Hitlervergleiche, die in der Linken ebenso gepflegt werden wie bei anderen politischen Kräften. Saddam war ein blutiger Diktator. Seine ersten Opfer waren die irakischen Kommunisten, die er auf bestialische Weise umbringen ließ, ohne dass die damals so starke kommunistische Bewegung aufgeschrien und sich mit den eigenen Genossinnen und Genossen solidarisch erwiesen hätte. Das alles und jede andere Grausamkeit lässt sich mit der notwendigen Schärfe anprangern ohne Gleichsetzung mit Hitler und dem deutschen Nationalsozialismus. Aber das Gespräch war zu Ende, und ich fürchte, für kurdische Politiker wäre ein solcher Fortgang eher eine akademische Debatte gewesen.

14.45

Wir sitzen in den Autos, die uns nach Diyala bringen werden, müssen aber noch auf unser Gepäck warten. Vier Chevrolet Jeeps stehen bereit, sechzehn gut bewaffnete und mit Schusswesten geschützte Männer dazu, vier von ihnen haben im Fahrzeug vor und hinter mir Platz genommen. Auch neben mir auf dem Fahrzeugboden liegt eine Kalaschnikow. Hoffentlich ist sie nicht für mich gedacht. Um halb zwei haben wir in der Universität noch mit dem Rektor, dem kurdischen Hochschulminister, dem Gouverneur und einigen Professoren Mittag gegessen. Sie halten uns für verrückt, nach Diyala zu fahren. Zumindest hätten wir uns einen Schnurrbart vorher wachsen lassen müssen. Bei mir sei jedoch auch das sinnlos. Ich sähe viel zu europäisch aus. Das sind die Bemerkungen, die ich gerade noch brauchen konnte. Der Dekan der zahnärztlichen Fakultät kommt noch einmal zu mir: "Wollt Ihr wirklich los? Welchen Weg nehmt ihr denn, hoffentlich einen sicheren?" Ich zuckte die Schultern, lächelnd (glaube ich) und sage: "Natürlich." Und es geht los. Nein, ein Zurück will ich nicht, und alles, was für unsere Sicherheit getan werden konnte, ist getan. Außerdem weiß ja niemand außer uns selbst und Abdullahs Bodyguards von der Fahrt, der Route und nicht einmal davon, dass überhaupt drei Europäer unterwegs sind.

Wir fahren aus Erbil hinaus, am Flugplatz vorbei und Richtung Süden. Eine halbe Stunde lang werden wir noch auf kurdischem Gebiet sein. Das Land ist flach und trocken. Nur in der Ferne sind die dunstigen Silhouetten niedriger Berge zu sehen. Auf einigen, wenigen Feldern keimt schon schütteres Getreidegrün. Die Straße ist dicht befahren: PKW, viele Kleintransporter, Lastkraftwagen. Dennoch kommen wir schnell voran, und die Konturen der Hügelkette treten in der uns entgegen scheinenden

Sonne wie ein dunkelgrauer Schatten deutlicher hervor. Die Landschaft bleibt einfalllos. Ihr fällt nichts Hervorstechendes ein, mir fällt außer ihrer trockenen und steinigen Bräune keine Beschreibung ein. Auch hinter den rundlichen, lehmigen Hügeln sieht es nicht viel anders aus, außer dass nun ein paar seltene graue zerlumpte Eukalyptusbäume, kahle Linden und Weiden an einem Tigris-Nebenfluss eine bescheidene Abwechslung schaffen. Die Straße ist zu einer verrotteten, Schlagloch übersäten Autobahn geworden. Ich vermute, dass wir bald in Kirkuk sein werden. Wie schon so oft geraten die Bilder vor meinen Augen in Konflikt mit den Irak-Bildern in meinem Kopf: Jedes Leben geht in diesem tödlichen Land weiter. Kinder spielen auf einem von Steinen geräumten Stück Land Fußball, andere Volleyball. Bauern pflügen friedlich ihren Acker. Hirten treiben Schafe und Ziegen über das welke Wintergras. Händler haben Berge von Kohl am Straßenrand aufgestapelt. Frauen hängen in den Höfen Wäsche zum Trocknen auf. Maurer verputzen ein neues Haus. In einem Imbissstand sitzen Männer unter einer Plane beim Tee oder Kaffee und schauen müßig auf die Straße. Nur die zahlreichen Straßensperren mit ihren Maschinengewehren, Schützenpanzern, Soldaten und Polizisten zerstören alle drei oder sieben Minuten die ärmliche Idylle. Es wird wohl so paradox sein: Wahrscheinlich kann nur einer, der nicht ständig hier lebt, bei einer solchen Fahrt die Gedanken an die täglichen Anschläge, Morde, Bombenexplosionen im Irak, so wenig loswerden wie ich (und erstrecht nicht jene, die ohnehin nie hier waren und ihr ganzes Irakbild den europäischen Medien entnehmen müssen).

Noch in der kargen Steppe vor Kirkuk beginnt sich der Verkehr in fünf Reihen zu stauen, sicheres Zeichen für eine besonders große und gründliche Polizeisperre. Auch durch die geschlossenen Fenster riecht es faulig, ölig. Ein paar Kilometer nach meiner Nase, bemerken auch die Augen die Fördertürme und Gasfackeln am Stadtrand. Dann sind wir in einer hässlichen grauen Häuserwüste, durch die vermüllte Straßen und Gassen fließen. Das also ist das begehrte, umstrittene und blutig umkämpfte Kirkuk. Auf einer Kreuzung ist der Betonklotz mit einem halb zerstörten Saddam-Bild zu sehen, wie sie bis 2003 zu Tausenden im Land standen. Es ist offensichtlich nicht der Mühe Wert, es ganz zu beseitigen oder völlig unkenntlich zu machen. Kirkuk hat andere Probleme.

Nach einer Viertelstunde haben wir die Stadt verlassen. Erneut begleiten uns die Türme mit den Ölpumpen. Der penetrante Tankstellengeruch war auch in der Stadt zu riechen. Aber die vorhandenen Tankstellen sind geschlossen. Hunderte Fahrzeuge warten vor der Kette, dass irgendwann, morgen oder übermorgen, Benzin geliefert wird. Wir fahren durch die Wüste. Uns entgegen kommt eine Kolonne der US-Army. Die Maschinengewehre auf den Panzern sind drohend nach rechts und links in das Gelände gerichtet. Das Gelände links (von ihnen aus gesehen) sind wir.

Es ist viertel sechs geworden. Es gibt wenig zu sehen, und es wird auch schon etwas dämmrig. Die zahllosen Militär- und Polizeiposten, oder wer auch immer die Straßen kontrollieren mag, sind auch keine Abwechslung mehr. Ich lese noch ein wenig in Mihail Sebastians Tagebüchern 1935-1944.

19 Uhr

Es ist dunkel. An Lesen ist nicht mehr zu denken, und ob ich die Notizen, die ich auf gut Glück auf das Papier kritze, jemals entziffern werden kann, werde ich frühestens morgen wissen. Wir sind länger als zwei Stunden durch die steinig braune Wüste gefahren. Anfänglich konnte ich noch ausgetrocknete Flussbetten sehen, die sicherlich erst mit der Schneeschmelze in den Bergen Wasser führen werden. Selten tauchen die vereinsamten Lichter eines Dorfes oder die trostlose Lampe eines einzelnen Hofes aus dem Dunkel auf. Eigentlich wollten wir eine Fahrt in der Dunkelheit vermeiden, aber wir sind viel zu spät aus Erbil gestartet. Jetzt sind nur noch Militärfahrzeuge unterwegs. Jeder im Scheinwerferlicht auftauchenden Straßensperre nähern wir uns nur langsam. Ich habe keine Ahnung von den offiziellen Uniformen im Irak. Dass Palästinensertücher dazu gehören und Turnschuhe, mag ich dennoch nicht glauben, und auch unsere Wachen scheinen des Öfteren misstrauisch zu sein.

Eben, es ist halb acht, wurde es unruhig. Nur kann ich nichts davon deuten, außerdem sind wir bereits wieder unterwegs. Ein einer Kontrollstelle wurden zwei Warnschüsse direkt vor unserem Auto abgefeuert. Ich sah nur das Mündungsfeuer und hörte den Knall. Ich bin nicht erschrocken, aber das Gefühl, hilflos zu sein, war umso größer. Ich sitze in einem Auto, aus dem ich nie herauskäme, mit vier Bewaffneten, zu denen ich großes Vertrauen habe, mit denen ich mich aber nicht verständigen kann, und von denen ich trotz ihrer Kalaschnikows nicht einmal ahne, was sie tun könnten: Draußen ist fast nichts zu sehen. Wir dagegen sind ein gut beleuchtetes, gewiss ein ideales Ziel. Doch ich eben kann die Situation nicht einschätzen, und meine Jungs waren nach einem kurzen arabischen Wortwechsel auch

wieder ganz ruhig. Ich empfinde wohl wie ein Kind im finsternen Keller. Kurze Zeit später sehe ich amerikanische Soldaten, die mit Scheinwerfern und Metalldetektoren die Straßenränder absuchen. Für den Irak sind sie keine Lösung, davon bleibe ich überzeugt, für mich selbst in diesen Minuten aber doch. Eine widersinnige Situation ist das.

5. Januar, 8 Uhr

Wir werden in den nächsten drei Tagen hunderte Irakerinnen und Iraker aus dem ganzen Land im Camp Ashraf treffen, das seit 2003 unter der Kontrolle der US-Armee steht. Dass die meisten Treffen hier stattfinden, im Lager der Iranischen Volksmodjaheddin (PMOI) ist nicht unproblematisch, denn natürlich wird die PMOI unsere Anwesenheit für sich nutzen. Ich habe mich über Jahre mit den Mitgliedern dieser Organisation solidarisch gezeigt - als sie beim US-Einmarsch in den Irak akut bedroht waren und bombardiert wurden, als sie danach in den Iran abgeschoben werden sollten und ihre Mitglieder, die in Europa Asyl erhalten hatten, damit rechnen mussten, ebenfalls in den Iran zurück geschickt zu werden, wo ihnen Folter, Gefängnis oder Ermordung sicher wären. Ich habe mich wiederholt dagegen gewandt, dass diese Organisation von den USA und der EU auf die Terror-Liste gesetzt worden ist und werde bei diesem Engagement trotz allen Ärgers auch in der eigenen Partei bleiben. Die Gründe dafür habe ich mit aller notwendigen Differenziertheit in einer Beratung im Karl-Liebnecht-Haus vorgetragen, und sie sind von Helmut Ettinger dankenswerterweise akribisch protokolliert worden, so dass sie jeder nachlesen kann. Aber Vieles kann ich auch nach Jahren nicht einschätzen. Die Konflikte im Iran und auch innerhalb der iranischen Opposition sind blutig; die PMOI vielfach darin verwickelt. Ihr militärischer Charakter, ihre Bereitschaft, vom Irak Saddam Husseins aus zu operieren, ihre Bereitschaft zur Selbstisolation und ihr Märtyrerkult sind nicht nur kontraproduktiv, sondern auch nicht akzeptabel. Doch nach so vielen Besuchen in Afghanistan, Palästina oder im Irak weiß ich auch, wie schwer es ist, unsere europäischen Maßstäbe hier anzuwenden. Es gibt im Irak jedoch keinen anderen Platz, wo Irakerinnen und Iraker, die die US-Okkupation und den um sich greifenden religiösen Fundamentalismus gleichermaßen ablehnen, sich frei und sicher treffen können, auch und schon gar nicht die "Grüne Zone", die Festung im Bagdader Zentrum, in der sich die Amerikaner und die irakische Regierung verbarrikadiert haben. Wir haben keine andere Chance zu solch umfangreichen, unterschiedlichen und vor allem freien Gesprächen, zumal viele kritische Irakerinnen und Iraker in den PMOI auch ein Gegengewicht gegen den religiösen Extremismus sehen. Fünf Millionen haben eine Erklärung für den Schutz der PMOI im Irak unterschrieben.

Es ist weit nach Mitternacht, kurz vor zwei

Wie soll ich die bisherigen Eindrücke, Gespräche, Informationen wiedergeben? Es ging Schlag auf Schlag, sechzehn Stunden ohne Pause, mit immer wieder anderen Menschen, die individuelle Aufmerksamkeit, Fragen, Antworten verlangten. Meine Notizen umfassen viele Seiten. Wenn ich eben richtig gezählt habe, habe ich von 53 Menschen persönliche Einschätzungen und Erlebnisse notiert, etwa zweihundert haben wir getroffen: Sunniten, Schiiten, Christen, Araber, Kurden, Turkomanen, Stammesführer, Rechtsanwälte, Parteipolitiker, Journalisten, Theologen, Vertreterinnen und Vertreter von Frauen- und Jugendorganisationen, Menschen aus dem kurdischen Norden, dem schiitischen Süden, aus Bagdad, dem nahen Bakuba, aus Faluja, Nadjaf, Kerbala, Basra... Das letzte Gespräch war erst um eins in der Nacht zu Ende. Ich bin müde, aber ohnehin viel zu aufgewühlt, als dass ich schlafen könnte, und möchte noch ein wenig Ordnung in das Gehörte bringen. Ich muss einschränkend vermerken, dass das Bild, das wir erhalten haben, nicht vollständig, auch nicht für die ganze, so zerrissene irakische Gesellschaft zutreffend sein kann, denn wir diskutierten fast ausschließlich mit Gegnern der US-Invasion und des vom Iran massiv unterstützten fundamentalistischen Islamismus. Vor einem Jahr im Süden, in Basra, habe ich viele Stammesälteste und natürlich Abgeordnete und Politiker der schiitischen Regierungsparteien getroffen, die sich enthusiastisch über die amerikanische Intervention und den "neue Irak" geäußert haben.

Einen Tisch habe ich nicht im Zimmer. Ich liege mit meinen Notizen auf dem Bett. Das Gebläse oben an der Wand, das lediglich für ein wenig Wärme sorgt, ist laut, der Nachhall des heute Gehörten in meinem Kopf, ungleich lauter. Die Chronologie ist einfach: 9 Uhr Treffen mit Mitgliedern des "Kongresses der Iraker"; 11 Uhr "Nationale Dialog Front"; 12.25 Uhr eine große Versammlung mit rund einhundertfünfzig Teilnehmerinnen und Teilnehmern; 14.30 Debatte (beim Imbiss) mit irakischen Christinnen und Christen

verschiedener Konfessionen; 16 Uhr Gespräch mit 20 Rechtsanwälten und Vertretern von Menschenrechtsorganisationen; 18.20 Gruppe schiitischer Irakerinnen und Iraker; 19.15 zehn Kurdinnen und Kurden (tatsächlich zur Hälfte Frauen); 22 Uhr: die Presseverantwortliche der Provinz Diyala; 0:30 der stellvertretende Chefredakteur einer der großen irakischen Tageszeitungen, Mahamed Dubej.

Irgendwann am späten Abend war ich für eine Zigarette hinausgegangen. Es stürmte und regnete kalt in der Wüste von Diyala, in der es im Sommer erbarmungslos heiß und trocken ist. In mein Notizheft schrieb ich eine flüchtige und kurze Zusammenfassung: "Eines war praktisch allen Gesprächspartnern gemeinsam und für mich ermutigend: Wir wollen nicht in Schiiten und Sunniten, Christen, Araber, Kurden oder Turkomanen geteilt werden. Wir sind Iraker." Dazu notierte ich mir leichtfertig und dumm: "Aber wir sind in Raucher und Nichtraucher geteilt. Und anders als der eine oder andere Sheikh, der sich nach zwei Stunden eine Untertasse als Aschenbecher nahm, habe ich brav durchgehalten."

Ganz anderes muss festgehalten werden, und die vorhin behauptete Ermutigung ist sehr, sehr relativ. Ich kann nicht alles dokumentieren. Ich beschränke mich auf das, was mich am meisten beeindruckt hat oder charakteristisch war. Oft habe ich mir die Namen buchstabieren lassen, manchmal jedoch habe ich sie mit meinem ungeübten europäischen Ohr nur den Lauten nach aufgeschrieben.

Der frühere stellvertretende Gouverneur der Provinz von Diyala, Amamm Mashadoni, sprach am Morgen als erster: "Seid herzlich willkommen in dieser blutenden und unterdrückten Provinz. Danke, dass Ihr hierher gekommen seid, obwohl es selbst für uns schwer ist, uns hier zu bewegen. Meine Tochter, die Parlamentsabgeordnete ist, war von fundamentalistischen Milizen entführt worden. Sie ist freigekommen, aber die Kidnapper, die bekannt sind, werden nicht verfolgt. Aus Furcht hat meine Tochter jetzt schon zwei Monate die 'Grüne Zone' in Bagdad nicht mehr verlassen. Wir selbst fahren drei, vier Stunden in das kurdische Sulaimanya und fliegen von dort nach Bagdad, weil die zwei Fahrtstunden von hier in die Hauptstadt viel zu gefährlich sind. Bitte, helfen Sie uns, den Einfluss der vom Iran gesteuerten Milizen zu stoppen." (Wie oft an diesem Tage habe ich solche und andere Bitten gehört, jedes Mal fühlte ich mich beschämend hilflos und brachte nicht einmal den Mut auf, über unsere geringen Möglichkeiten zu sprechen, europäische Politik zu beeinflussen, weil ich die Hoffnungen nicht enttäuschen wollte und nicht konnte, in einem Land, in dem Millionen Menschen nur noch mit der Hoffnung überleben können.)

Zwei Stammesälteste, in traditioneller Kleidung, begannen ihre Reden mit dem traditionellen "Im Namen Gottes". Was sie sagten, war ebenfalls ähnlich: "Die Okkupation ist die Ursache unserer Probleme. Die Auflösung der alten irakischen Armee und Polizei durch die Amerikaner hat eine Sicherheitslücke geschaffen, in die die Terrorgruppen gestoßen sind. Kriminalität, Korruption und paramilitärische Banden regieren unser Land. Das Morden wird von großen Teilen der Regierung unterstützt. Die Regierung selbst ist das Zentrum der Korruption. Sie tut nichts und ist außerhalb der Grünen Zone nicht präsent. Unser Reichtum, die Erdölerlöse, fließen vor allem in die Kassen der proiranischen und der anderen extremen Milizen. Sie erhalten auch viele ihrer Waffen aus dem Iran. Deshalb versuchen sie auch, unsere Provinz in ihre Gewalt zu bringen, denn in Diyala sind es nur 120 Kilometer von der iranischen Grenze bis Bagdad. Die patriotischen Kräfte werden verfolgt und terrorisiert, oppositionelle Abgeordnete residieren in den Nachbarländern, weil sie hier umgebracht werden würden. Sie in Europa und in den USA", wendet sich Sheikh Hussein an uns, "die Sie Tausende Kilometer entfernt leben, schützen sich gegen den Iran, wir, die wir unmittelbar bedroht werden, haben keinen Schutz. Die USA haben dem Fundamentalismus im Irak und seinen Milizen die Tür geöffnet. Mit Dutzenden Straßensperren verhindern die Banden die Versorgung mit Nahrungsmitteln, den Zugang zu den Krankenhäusern und zu den Schulen. Sie wollen alle Menschen, die sich ihnen nicht unterordnen, aus Diyala vertreiben."

Dr. Munlar Ghazi Abdullani erzählte, dass am Wahltag allein in seinem Distrikt fast 300 Menschen verhaftet wurden, auch er selbst: "Einhundertfünfzig Soldaten hatten mein Haus umstellt. Sie brachen die Türen auf und stahlen alle Gegenstände von Wert. Sechs Monate war ich eingesperrt, alle zwei Wochen in einem anderen Gefängnis. Meine Familie wurde aufgefordert, 60.000 US-Dollar für meine Freilassung zu zahlen. Ich wurde jeden Tag gefoltert, bis mich US-Soldaten entdeckten und ich frei kam. Doch nach einer halben Stunde wurde ich von den gleichen Leuten wieder festgenommen, die uns gefoltert hatten. Sechs Tage saß ich in einem Toilettenraum in jenem Gefängnis, in dem Saddam hingerechtet wurde. Jetzt verlangten die staatlichen Kidnapper eine halbe Million Dollar von meiner Familie. Für 50.000 kam ich schließlich frei und wurde von einem Auto an einer Fernstraße ausgesetzt."

Im Gefängnis habe ich Geistliche, Freitagsprediger, getroffen, die von den Bewachern vergewaltigt worden waren, andere sind erschossen worden, weil sie angeblich versucht hatten zu fliehen, obwohl man ihnen zuvor die Beine gebrochen hatte. Ich selbst kann immer noch nicht meine rechte Hand heben, weil ich stundenlang an den Armen aufgehängt worden war. Ich bin Sunnit, mein Freund Sheikh Faruk", er weist auf den Mann, der neben ihm sitzt, "Schiit." Sheikh Faruk saß ein Jahr im Gefängnis, weil er Offizier in der irakischen Armee gewesen war. Zehn Mal wurde sein Haus überfallen: "Was die Okkupationsarmeen angerichtet haben, war schlimm. Aber es wird weiß gewaschen durch das, was die Milizen tun." Sheikh Abraham, den ich seit 2003 kenne, las eine vorbereitete Rede ab. Er wiederholte und bestätigte Vieles, das ich zuvor gehört hatte. Als er sagte: "Wir brauchen eine Regierung der nationalen Versöhnung und die europäische Unterstützung gegen sektiererische Gewalt und Herrschaft.", klopften die anderen Beifall.

Khalid Dulemi, im schwarzen Anzug mit Weste, ist Berater (senior adviser) des stellvertretenden (sunnitischen) Ministerpräsidenten. Er gab uns eine umfassende Einschätzung der Situation aus seiner Sicht. Auch er bat uns: "Helfen Sie uns, als unabhängige und neutrale Abgeordnete, damit die internationale Gemeinschaft die Wahrheit über den Irak erfährt. Wir stehen an einer Wegkreuzung. Viele Menschen sind durch die Okkupation umgekommen. Die USA und die Coalition Forces haben den Irak zu einem Land gemacht, in dem fast alles fehlt, was ein Staat benötigt. Vor der Besetzung war der Irak ein säkulares Land; die Unterschiede zwischen Sunniten und Schiiten waren sekundär. Inzwischen sind 1,3 Millionen Menschen umgekommen. Millionen Menschen sind aus dem Land geflüchtet, vor allem nach Syrien, Jordanien und Ägypten. Die Regierung verweigert eine realistische Statistik. Die Opfer des Hungers, der fehlenden oder verweigeren medizinischen Versorgung, die Kinder, die am Mangel und an heilbaren Krankheiten sterben, werden überhaupt nicht erfasst. Zwei Drittel der jungen Menschen sind arbeitslos. Wir sind selbst in der Regierung, aber wir haben keine Chance, uns gegen die islamistischen Fundamentalisten um Muktada al Sadr und seine Mahdi-Armee durchzusetzen. Die Regierung hat die Milizen gebildet, die Amerikaner haben ihnen Polizeibefugnisse eingeräumt. Hunderte Milizionäre sind ohne jede Ausbildung oder andere Befähigung zu Offizieren der Sicherheitskräfte ernannt worden. Ihre einzige Qualifizierung ist ihr extremistischer Fundamentalismus. 150 Menschen werden jeden Tag ungestraft ermordet, während der legitime patriotische Widerstand als terroristisch delegitimiert wird. In Bagdad können sie jeden Tag die Toten auf den Straßen sehen. 28.000 Menschen sind inhaftiert, davon 12.000 durch die Coalition Forces. Die Iraker sind ein zivilisiertes Volk, dem eigene Gewalt - anders als Gewalt seiner früheren und jetzigen Regierungen - fremd ist. Die jetzige Gewaltexplosion ist aus den USA und dem Iran importiert. Es gibt viele nationalistische Gruppen im Irak, die ein geeintes Land wollen. Sie könnten die Basis einer Lösung sein. Wir brauchen eine internationale Konferenz dafür. Die Regierung Maliki kann es nicht. Sie ist auf Seiten der Milizen und selbst das Problem. Die Angriffe der Regierungsmilizen richten sich selbst gegen humanitäre Organisationen wie das Internationale Komitee vom Roten Kreuz und gegen das Hochschulministerium. Professoren, Ärzte, Lehrer, Künstler werden getötet, bedroht und aus dem Land vertrieben, Regierungsangestellte fliehen aus Angst. Ich habe hier auch eine Liste mit 219 sunnitischen und schiitischen Geistlichen, die in den vergangenen zwei Monaten ermordet worden sind."

Da Paulo mich darum bat, stellte ich unsere Initiative "Iraq with a Future" vor, die ein Instrument für die Iraker selbst sein sollte. Die Reaktionen waren einhellig positiv.

In der großen Konferenz zur Mittagszeit sprach unter anderem Sheikh Hakim, einer der höchsten Stammesführer aus dem Südirak: "Wir leiden wie die Menschen in Diyala unter den Besatzern aus den USA und dem Iran, die im Irak schalten und walten können, wie sie wollen. Sie säen Hass. Die Irakerinnen und Iraker zahlen den Preis. Es ist schlimmer als unter Saddam Hussein." Bei solchen Vergleichen wird mir unwohl. Die Menschen in Halabja oder die Marsh-Araber werden dabei zu Recht empört sein, und für die Einschätzung der entsetzlichen aktuellen Realität sind solche Vergleiche nach meiner Überzeugung auch nicht nötig. Der Dekan der zahnärztlichen Hochschule in Bagdad, Dr. Kael Mezar, ein Christ, berichtete von der Zerstörung und Schließung der Universitäten und Schulen. 75 Prozent der Hochschuleinrichtungen in Bagdad seien inzwischen geschlossen. "Die Regierung ist nur ein Name. Alle Minister sind mit Milizen verbandelt, und die kontrollieren die Regierung und das Land. Tragen Sie bitte im Europäischen Parlament zur Auflösung der paramilitärischen Gruppen bei. Wir haben keine Regierung."

Einer Frau war die beständige Dominanz der männlichen Redner zu viel. Energisch erkämpft sie sich das Wort: "Wenn wir Demokratie wollen, dann haben auch die Frauen ihre Rechte, darunter das Recht zu reden." Als sie von einem Mann unterbrochen wurde, bringt sie ihn temperamentvoll zum Schweigen:

"Jetzt bin ich dran. Wir Frauen wollen wieder frei und sicher auf den Straßen sein können. Wir haben keine Arbeit, und unsere Kinder haben keine Perspektive. Die Milizen verhindern sogar, dass wir unsere verletzten oder kranken Kinder zum Arzt bringen können. Wir haben dreitausend Parteien im Irak, aber keine tut etwas. Wir können nicht länger warten."

Eine kurdische Frau, Boshra Allanawi, die sich als Mitarbeiterin der Presseabteilung in der kurdischen Region vorstellte, forderte, die Regierung aufzulösen, weil sie die Einheit des Landes gefährde. Frau Karineh al-Jowar, die im Präsidium saß, sagte: "Im Namen Gottes. Im Namen der irakischen Frauen. Ich schätze Ihr Engagement für das irakische Volk über all diese Jahre. Ihr Europäer habt eine große Verantwortung. Bitte nehmt sie wahr. Wir reden hier von der iranischen Einmischung, aber in Wahrheit ist es eine iranische Okkupation, vor allem gegen die irakischen Frauen. Drei Viertel unserer Minister sind iranhörig. Unsere Verfassung ist mit der fundamentalistischen Kultur des iranischen Mullah-Regimes geschrieben worden. Sie ist eine Verfassung gegen die Frauen. Wenn Frauen beispielsweise ihren Mann verlieren durch seinen Tod, oder weil er in das Gefängnis geworfen wird, verlieren die Frauen alle Rechte, auch auf Eigentum, die sie seit 1959 im Irak hatten. Wir hatten US-General Casey gesagt, dass die USA den iranischen Mullahs die Tür öffnen. Ich frage die Abgeordneten des Europäischen Parlaments: Ist es nicht die Verantwortung der USA, dass der Iran seine frauenfeindliche Politik hier im Irak verwirklichen kann? Unsere Gefängnisse sind mit patriotischen Menschen gefüllt, aber wir werden auch mit unseren Kindern weiter kämpfen."

Referend Barlema Yussuf von der Christlich-Demokratischen Partei appellierte an die EU, zur Befriedung des Irak statt, wie derzeit, zum Anheizen der Konflikte beizutragen: "Wir sind von unterschiedlichen politischen, ethnischen und religiösen Kräften. Gemeinsam wollen wir einen einheitlichen und friedlichen Irak. Nach dem Fall des alten Regimes wurden bewusst sektiererische Konflikte geschürt. Inzwischen müssen unsere Kinder aus fundamentalistischen Schulbüchern lernen, und Mädchen dürfen oft gar nicht mehr zur Schule gehen. Vor meinen eigenen Augen haben Milizionäre Schülerinnen getötet. Wem können wir überhaupt noch trauen? Wir haben eine importierte Regierung, die wir nicht kennen." (Fast wörtlich wiederholte später ein Medizin-Professor aus dem kurdischen Sulaimanya diesen Satz.) Ein Vertreter der irakischen Turkomanen sagte: "Ich bin zuerst Iraker, dann Turkomane. Ich bitte Sie, dass die EU die Einheit, die Menschen und das Territorium des Irak schützt. Erörtern Sie bitte unter keinen Umständen eine wie auch immer geartete Aufteilung des Irak." Dann fügte er jedoch hinzu, dass die irakische Verfassung zugunsten der Einheit des Landes in einigen zentralen Fragen geändert werden müsse. Wir hatten leider keine Chance über diesen Satz zu reden, denn ich weiß, dass viele arabische und turkomanische Politiker insbesondere die in der irakischen Verfassung für 2007 vorgesehene Volksabstimmung über Kirkuk als eine Gefahr ansehen. Das erdölreiche Kirkuk hat sich bei den bisherigen Wahlen mit großer Mehrheit für die kurdischen Parteien entschieden, und würde höchstwahrscheinlich auch für die Zugehörigkeit zur kurdischen Region stimmen. Die Türkei hat für diesen Fall bereits mit Krieg gedroht, weil sie ein starkes irakisches Kurdistan als Beispiel für die eigene kurdische Bevölkerung fürchtet. Der Widerstand ist aber auch bei irakischen Arabern groß, und die Baker-Hamilton-Kommission hat eben deshalb die Aussetzung des Referendums vorgeschlagen. Ein junger Mann aus dem zerschossenen Faluja fragt uns rhetorisch, wo die internationale Gemeinschaft gewesen sei, als die US-Truppen weißen Phosphor gegen die Bevölkerung einsetzten und die Stadt isolierten. "Warum dürfen die Einwohner einer ganzen Stadt eingesperrt und bombardiert werden, während die Grenzen für die Extremisten aus dem Iran offen sind?" Hashem al-Jasari, schiitischer Sheikh aus Kerbala, in einem braunen, goldbestickten Umhang, erzählte aus seiner Stadt: "Schiiten und Sunniten sind Brüder. Wir haben viele Sunniten, die bei uns handeln und arbeiten. Wer uns trennen will, das sind die Herrscher des Iran. Ich bitte jeden hier, Sunniten, Schiiten, Araber, Kurden, für ein gemeinsames Ziel zu kämpfen, für einen friedlichen, einheitlichen und unabhängigen Irak."

6. Januar, halb neun

Weiter war ich gestern Nach nicht gekommen, zumal ich noch ein paar Seiten in Mihail Sebastians Tagbüchern gelesen habe. Um halb vier muss ich eingeschlafen sein. Um sieben hat mich der Wecker aus dem Tiefschlaf gerissen. Auch nach dem Duschen und dem Kaffee bin ich noch müde. Die 24-Stunden-Reise in den Irak wirkt auch noch nach. Es ist sehr windig heute Morgen, der Himmel bedeckt, aber es ist nicht mehr ganz so kalt wie gestern. Ich habe noch ein wenig Zeit, meine Notizen zu ordnen und ein paar wichtige Eindrücke festzuhalten.

Den ganzen Tag wiederholten sich die Klagen über die iranische Einmischung. Ich habe keinen Zweifel, dass sie berechtigt sind, doch die innerirakischen Probleme und die Rolle irakischer Terrorgruppen werden damit verdeckt. Das Treffen mit irakischen Rechtsanwälten und Juristenorganisationen am Nachmittag brachte nichts Neues, zumal fast alle Anwesenden sehr abstrakte und kaum verifizierbare Einschätzungen vorbrachten. Paulo war in seinem Schlusswort bezeichnenderweise viel konkreter, als er den irakischen Juristen von Samiras Schicksal erzählte, die ich vor anderthalb Jahren kennen gelernt habe. Vor zwei Monaten ist die Familie ihrer Mutter zwei Stunden lang massakriert worden - zweihundert Meter von einem Polizeistützpunkt entfernt. Fünf Verwandte wurden erschossen, acht lebendig im Haus verbrannt.

Informativ war das Treffen mit irakischen Christinnen und Christen. 500.000 leben noch im Irak, viele sind geflohen. Wer es sich leisten kann, geht - nach Ägypten, Syrien oder in den kurdischen Norden. Die Europäische Union erkennt sie nicht als Flüchtlinge an. Unter Saddam Hussein seien sie nicht erwünscht, aber ihre Situation unvergleichlich besser als heute gewesen. Christen werden bestialisch ermordet, Kirchen nieder gebrannt, christliche Frauen gezwungen, das islamische Kopftuch zu tragen, Priestern verboten, ihre christliche Tracht außerhalb der Kirchen anzuziehen. Vor dem Imbiss fragte uns der Referend, ob er beten dürfe. Natürlich. Er sprach das Gebet arabisch. Ich verstand nur das abschließende "Amen". Tomaz, der Katholik ist, betete ebenso wie die orthodoxen Christinnen am Tisch, die eine kurdische Tracht trugen. Ein Schiit, Abdullah, der Sunnit ist, und ich, ein Atheist, hörten aufmerksam und still zu. Solch eine Runde wird es im heutigen Irak kaum noch einmal gegeben haben.

Auch das Treffen am Abend mit schiitischen Irakerinnen (zwei Frauen aus Bagdad waren dabei) und Irakern war aufschlussreich, nur meine Unsicherheit, einschätzen zu können, welchen Rückhalt diese kritischen und nachdenklichen Menschen in dieser Bevölkerungsgruppe haben, blieb. Ohnehin gibt es auch im Parlament zum einen beträchtliche politische Unterschiede zwischen den dreißig Sadr-Abgeordneten und dem schiitischen Mainstream, zum anderen einige grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen Sadr's Partei und den Sunniten (Rückzug der Besatzungstruppen, starker Zentralstaat, Verschiebung des Referendums in Kirkuk), die die jetzigen Konfliktlinien in diesem Land auch rasch verändern könnten.

Sheikh Hashem, der beim Reden seinen Rosenkranz beständig und leicht durch die Finger gleiten ließ, meinte, dass der gebildete Teil und die meisten schiitischen Stammesführer den Charakter des iranischen Regimes verstünden und ablehnten. Nur 5 Prozent der Schiiten seien für ein islamistisches Regime auch im Irak. Der Druck der Milizen und einflussreicher geistlicher Führer auf die Menschen sei jedoch sehr groß. Als Stammesführer könnten sie jedoch jederzeit 200.000 Bewaffnete aufstellen, die die Autorität der Stammesältesten respektierten und die Milizen entwaffnen könnten: "Wir bitten Gott, uns zu helfen, die Situation zu ändern und gegen die iranischen Mullahs zu gewinnen." Eine der Frauen aus Bagdad, Journalistin, unverschleiert, forderte uns auf, die Haltung dieser Schiiten nach Europa und in die Medien zu vermitteln. Das Bild sei falsch, dass die Schiiten zum Block des Iran und des Fundamentalismus gehörten: "Hier wird ein tödliches ideologisches Gift verbreitet. Selbst Menschen, die für die fundamentalistischen schiitischen Parteien gestimmt haben, wollen diesen Extremismus nicht und kein religiöses Sektierertum, sondern Sicherheit, arbeitsfähige Verwaltungen und wirtschaftliche Entwicklung." In Bagdad gewinne die Mahdi-Miliz die militärische Vorherrschaft und habe auch drei Journalistinnen ihrer Frauenzeitschrift ermordet. Ein Mann aus der südlichen Provinz Dhi Qar behauptete, Tausende aus dem Süden hätten gern mit uns gesprochen, aber die Gefahren einer Reise nach Diyala seien viel zu groß. Die Europäer seien nicht zu einer vorausschauenden, "präemptiven" Politik fähig, sie sollten endlich die bedrohliche Realität im Irak zur Kenntnis nehmen und nicht weiter den USA folgen. Er bestätigte, dass es vor allem im Süden fast nur noch religiös fundamentalistische Schulbücher gebe und Frauen längst aus dem öffentlichen Leben verdrängt seien. Ein junger Mann aus Kerbala berichtete, dass in seiner Provinz, in der sich eine der heiligsten Stätten der Schiiten befindet, auch hohe Geistliche wie der Ajatollah Mustafa al-Manawi (?) und andere Kritiker des Fundamentalismus ermordet würden, so kürzlich auch der Generalsekretär der Irakischen Fortschritts-Partei und zahlreiche seiner Anhänger. "Alle Schiiten, die Patrioten und nicht Ideologen sind, werden bei uns verfolgt." Ähnlich äußerte sich ein Mann aus dem benachbarten schiitischen Nadjaf: "Ich bin aus Nadjaf nach Diyala gekommen. Seit Bagdad musste ich zahllose Checkpoints und Straßensperren der Milizen passieren, was ich Zuhause so nicht kenne. Sie trugen irakische Polizeiuniformen, suchten nach bestimmten Waren, die sie beschlagnahmten und fragten uns, was wir hier wollten. Einer meiner Freunde, ein Polizist, wurde vor kurzem mit 35 anderen nach Bagdad befohlen. Dort wurden sie von Mitgliedern des Badr-Corps (das im irakisch-iranischen Krieg auf der Seite Teherans gekämpft hatte;

A.B.) angegriffen. Nur drei überlebten. Einer von ihnen hat im Fernsehen berichtet, wer die Mörder waren. Zwei Tage später war auch er tot. Ich flehe Sie an, helfen Sie uns!" Ein Stammesältester aus Dhi Qar, Mitglied der Mahram Front, die gegen die Wahlergebnisse im schiitischen Süden protestiert hatte, erhielt Beifall von seinen Weggefährten, als er sagte: "Im Namen aller unserer Sheikhs verurteile ich das religiöse Sektierertum. Wir sind nach Stämmen zusammengesetzt, oft Schiiten und Sunniten in ein und demselben Stamm, nicht nach Religionsrichtungen. Wir respektieren auch die Menschenrechte der Frauen. Als Stammesälteste wissen wir zu genau um ihre zentrale Bedeutung. Wir anerkennen die Religionsfreiheit. Wir sind gegen die Regierung, denn wir wollen eine irakische und arabische Regierung. Wir kommen von der arabischen Halbinsel wie der Prophet. Danke, dass Sie zu uns gekommen sind. Wir wissen, dass Sie Ihr Leben riskieren, wie jeder Iraker zur Zeit sein Leben riskiert."

Die Kurdinnen und Kurden, mit denen wir anschließend zusammen saßen, waren ebenfalls kritischer als viele unserer Gesprächspartner in Erbil, obwohl einige von ihnen auch Mitglieder der beiden großen kurdischen Parteien sind. Mir fiel bei ihnen vor allem auf, dass nicht nur die Hälfte von ihnen Frauen waren, sondern, dass diese Frauen auch das Wort viel selbstverständlicher und selbstbewusster führten als die Frauen in anderen Gruppen. Tief beeindruckte mich Dr. Behshke-Alzinede, Präsidentin eines kurdischen Kulturzentrums, das auch eine Klinik betreibt, in dem Frauen unentgeltlich behandelt werden, weil sie nicht auf Hilfe wartet, sondern seit langem selbst handelt: "Ich hoffe, dass die internationale Gemeinschaft endlich die nichtstaatlichen Organisationen im Irak zur Kenntnis nimmt und unterstützt."

Tief in der Nacht, gegen 23 Uhr, traf dann die Pressechefin des Provinzgouverneurs ein, Frau Hanadag, die noch von Abdullah in dieses Amt berufen worden war, eine ganz und gar emanzipierte, resolute und ungewöhnlich offene Frau, die auch den Konflikt mit ihrem jetzigen Chef nicht scheut. Mit ihr kam ihr Mann, der aber kaum etwas sagte. Augen hatte ich aber lange nur für Abdullahs süße dreijährige Tochter, die still, aber zutraulich mit uns flirtete und sich an ihren Vater schmiegte, den sie seit vielen Wochen nicht gesehen hatte. Sie heißt Diyala wie die Provinz, in der sie geboren wurde. Frau Hanadag erzählte liebevoll von Abdullah, der ihr aufmerksam und durchaus gern zuhört:e "Die Menschen in Diyala mögen Abdullah. Er war immer bei ihnen, hat sich auch um den einzelnen gekümmert, notfalls auch mit seinem eigenen Geld. Jetzt arbeite ich für den neuen Gouverneur, obwohl man mich loswerden wollte, denn ich bin Sunnitin, und die neue Provinzverwaltung ist durch den Wahlbetrug schiitischer Parteien, aber auch durch den sunnitischen Wahlboykott schiitisch beherrscht. Die religiöse Richtung hatte nie eine Rolle gespielt. Jetzt ist sie das große Problem. Meine Familie hat Angst um mich. Überall haben plötzlich die Mullahs das Sagen. Die Provinz wird von iranischen Agenten regiert." Frau Hanadag redet pointiert und gestikuliert energisch: "Saddam hat Fehler gemacht. Aber was ist denn jetzt los?! Der Unterschied ist, dass nicht mehr die Regierung mordet, sondern die Iraker ermorden sich gegenseitig. Die USA und der Iran haben unser Regime geändert. Statt Der Despotie Saddams haben wir jetzt eine amerikanische und iranische Despotie. Die Amerikaner kennen uns nicht. Sie wollen uns auch nicht kennen, nicht unsere Kultur, nicht unsere Unterschiede untereinander und ihnen gegenüber, nicht unsere Geschichte, nicht unsere Religion. Sie pflegen lieber ihre ignoranten Vorurteile und legen sie ihrer Politik zugrunde. Früher konnte ich als Frau nach meiner Arbeit beim irakischen Fernsehen nachts allein mit meinem Auto durch Bagdad fahren. Heute? Völlig unmöglich, und als Frau schon gar nicht." Erst jetzt sprach auch ihr Mann einmal: "Die Amerikaner begreifen nicht einmal, dass sie den iranischen Mullahs den Weg in den Irak geebnet haben. Jetzt, wo es zu spät ist, holen sie plötzlich frühere irakische Armeeoffiziere zurück. Doch wenn die zur Bank gehen, um ihren Verdienst zu holen, werden sie schon erwartet und von fundamentalistischen Banden gekidnappt und umgebracht." Als ich Frau Hanadag nach der Meinung jenes Sheikhs frage, der beteuert hatte, die Stammesältesten könnten die Situation rasch lösen, sagt sie: "Nein, auf die Sheikhs kann man zur Zeit nicht hoffen. Die meisten von ihnen haben Angst. Außerdem sind viele von ihnen erst nach dem Kuweit-Krieg gewählt worden. Sie haben in ihren Stämmen oft nicht die wirkliche Macht. Manchmal weiß man gar nicht, wer tatsächlich Sheik ist. Die Jabouris", sie schaut Abdullah an, der bestätigend nickt, "einer der größten Stämme, haben zur Zeit allein hier 4 verschiedene Sheiks, zwei weitere in Bagdad, einen in einer anderen Provinz. Es wird noch dauern, bis die Stammesältesten eine entscheidende Rolle spielen können."

Die Klagen über den iranischen Einfluss, vor allem durch das Badr-Korps, habe ich bereits kurz nach der US-Invasion im Sommer 2003 im Irak gehört, so massiv wie diesmal jedoch nie zuvor. Unter den Sunniten scheint diese Meinung weit verbreitet. Dass es ein reales Problem ist, kann nicht bezweifelt werden, aber die anderen, vor allem auch die innerirakischen Ursachen des Blutvergießens geraten

dabei wohl zu sehr in den Hintergrund. Am meisten denke ich jedoch über die immer wieder gehörte Auffassung nach, im Irak sei früher eine Spaltung in Sunniten und Schiiten unbekannt gewesen. Ich habe in den letzten drei Jahren viele Schiiten kennen gelernt, die hohe Funktionen in der Baath-Partei, im Staat und in der Armee inne hatten. Dass von den zwei Millionen Menschen, die Opfer der "De-Baathifikation" durch den damaligen US-Statthalter Bremer geworden sind, mindestens die Hälfte Schiiten oder auch Kurden sind, weiß ich auch. Dass Saddam sich jedoch vor allem auf seinen eigenen (sunnitischen) Stamm gestützt hatte und grausam gegen den schiitischen Aufstand nach dem ersten Golfkrieg vorgegangen war, ist ebenso bekannt. Ach, ich mach es mir schwer mit meinen Differenzierungen.

Der Tag war auch nach Mitternacht nicht zu Ende. Um halb eins trafen wir Mohamed Dubej, den stellvertretenden Chefredakteur einer der wichtigsten irakischen Tageszeitungen. 150 Journalisten, berichtete er, sind seit 2003 im Irak getötet worden, viele andere inhaftiert oder verschleppt: "Am 4. Juli 2004 hat eine irakische Widerstandsbewegung eine Liste mit Namen von Journalisten veröffentlicht, die getötet werden sollen. Ich stand an siebter Stelle. 2005 wurde ich durch das Innenministerium verhaftet. Ich habe also beide Seiten gegen mich. Im Irak gibt es ebenso keine freie Presse wie es keine freien Wahlen gibt. Das waren 'closed box elections'. Die Wähler haben für Listen gestimmt, von denen sie nicht wussten, was sie wollten und wen sie wählen."

11 Uhr

Das Programm an diesem Morgen ist entspannter, ich auch. Draußen ist es kalt, höchstens drei oder vier Grad, aber eine müde Sonne versucht, durch die Wolken hindurch zu kommen. Ich schrieb eben in mein Notizheft, es sei "schrecklich", eine ganze Woche aus Sicherheitsgründen fast nur in geschlossenen Räumen und bewachten Autos verbringen, nicht spazieren, nicht unter den Menschen auf der Straße oder in einem Kaffeehaus verbringen zu können. Nur Sitzen, Sitzen, Sitzen. Acht Tage lang. Selbst im Raumschiff Brüssel habe ich wenigstens jeden Morgen und Abend meine zwanzigminütigen Fußwege ins Parlament beziehungsweise nach Hause. Doch ich habe das Wort sofort durchgestrichen. Es sind Unannehmlichkeiten, und ich vermisse mein tägliches Joggen. Aber schrecklich, grausam, das begreife ich doch in jeder Minute in diesem Land, sind ganz, ganz andere Dinge. Sie passieren nicht mir, sie geschehen den Irakerinnen und Irakern. Wie verlogen sind die amerikanischen und westeuropäischen Debatten darüber, ob es sich im Irak um einen Bürgerkrieg handele. Es muss längst wenigstens einmal gefragt werden, ob es nicht Völkermord ist, der hier passiert. Wir sitzen gerade mit vier irakischen Lehrern beisammen, die überwältigend herzlich sind, jedoch so, dass ich mich überfordert fühle angesichts ihrer unendlichen Hoffnung, wir drei Europäer seien endlich die Menschen, die etwas ändern könnten. Ihr Wunsch und ihr Empfinden sprechen zu können, gehört zu werden, einmal wenigstens nicht isoliert zu sein in einer Welt, die so sehr von den Geschehnissen und dem Nichtgeschehen im Irak geprägt wird, und sich doch so wenig um die Menschen dort kümmert und sich außer in Form von unnahbaren Besatzungssoldaten nicht sehen lässt, sind offenkundig und äußern sich in einem Redeschwall. Wir erfahren die gleichen Dinge wie in allen vergangenen Tagen, dazu natürlich die Situation an den Schulen, von denen viele seit Monaten geschlossen sind, deren Lehrer zum größten Teil entlassen wurden, deren Schüler bedroht sind, deren Schülerinnen in vielen Regionen gar nicht mehr kommen dürfen, die nicht geheizt werden und keine Lehrmittel erhalten.

13.30

Paulo war bereits gegangen, um Samira in Empfang zu nehmen. Jetzt bin ich auch dabei. Sie ist von ihrem 16jährigen Bruder begleitet, der nicht englisch spricht. Ich kann nicht erkennen, ob er sich langweilt oder ob ihn diese Europäer interessieren. Samira ist schön und warmherzig, wie ich sie in Erinnerung habe, aber viel selbstbewusster und gesprächiger als vor zwei Jahren. Es ist eine Atmosphäre von Vertrautheit und Vertrauen. Sie gibt eine Zeitung heraus, besitzt eine eigene Druckerei, aber sie kann nicht schreiben, was sie denkt, außer wenn sie gelegentlich einen Auftrag amerikanischer Medien bekommt. Wenn sie redet, wird Vieles, das wir in den vergangenen Tagen dutzendfach gehört haben, anschaulicher und sehr persönlich. Erst in der Schule hörte sie zum ersten Mal vom sunnitischen und vom schiitischen Glauben. Zu Hause fragte sie dann, ob sie Schiitin oder Sunnitin sei: "Für mich war das bis 2003 überhaupt keine wichtige Frage."

Paulo hatte mir schon kurz vor Weihnachten erzählt, dass die Familie ihrer Mutter in Mukhtadiya bestialisch ermordet, einige Angehörige erschossen, einer mit einem Schuss aus nächster Entfernung in die Stirn, andere lebendig im Haus verbrannt. Von einigen Verwandten weiß Samira, dass sie verschleppt wurden, aber seit dem hat sich jede Spur von ihnen verloren. Ein amerikanischer Offizier hat ihr daraufhin Asyl in den USA angeboten. Als Samira fragte, ob sie ihre Eltern und ihre acht Geschwister mitnehmen dürfe, hieß es jedoch: Nein, das Asyl gelte nur für sie persönlich. Sie hat abgelehnt. Daraufhin haben die US-Streitkräfte der Familie ein Schnellfeuergewehr und ihr, die noch nie eine Waffe benutzt hat, eine Pistole zum Selbstschutz geliefert. Es ist haarsträubend, und ich denke, dass nichts den konzeptlosen Horror der US-Besatzung in diesem waffenstarrten Land treffender charakterisieren könnte.

Samira weiß, dass sie Khalis und den Irak verlassen muss, wenn sie überleben will. Der Bürgermeister von Khalis lebe seit längerem im Iran, der Polizeikommandant, sagt sie, sei ein iranischer Mullah, namens al Said, der außer ein paar Suren des Korans nicht einmal arabisch spreche. Aber sie wird nur mit ihrer Familie gehen. Paulo und Abdullah versprechen ihr, alles zu organisieren: Abdullah die Fahrt nach Erbil und ein Transitvisum für Jordanien, Paulo das Visum für Ägypten. Am liebsten würde sie schon am Montag mit uns abreisen. Aber so rasch wird das nicht möglich sein, zumal ihre Eltern von dem Plan auch noch nicht wissen. Die USA und ihre europäischen Verbündeten haben den Irak in den Krieg und den Zerfall der staatlichen und sozialen Struktur gestürzt; Länder wie Syrien, Jordanien und Ägypten sind die einzige Flucht- und Asylnöglichkeit für zwei Millionen Irakerinnen und Iraker, die ihre Heimat seit 2003 verlassen mussten. Weder die Verfolgungen, das Blutbad, noch das soziale und wirtschaftliche Elend sind im Westen Asylgründe.

Als Saddam hingerichtet wurde, war sie in ihrem Dorf Scheckschais (so habe ich den Namen verstanden). Alle in der Nachbarschaft hätten geweint, auch Schiiten und Menschen, die Saddams Opfer gewesen seien. Erst dadurch habe sie erfahren, dass sie alle Mitglieder der Baath-Partei gewesen waren. Die Bilder und die Töne von der Hinrichtung seien von den meisten so verstanden worden, dass er von proiranischen Milizen getötet worden sei. Ich weiß Einiges von den geschichtlichen Spannungen zwischen Arabern und Iranern/Persern, erstreckt von den tiefen Wunden, die der irakisch-iranische Krieg hinterlassen hat. Aber ich muss bei Gelegenheit mal mehr darüber nachlesen oder fragen, um zu verstehen, welche Rolle aktuelle und reale Probleme der iranischen Einmischung (oder auch die Projizierung des Zorns über die US-Besatzung auf den "leichteren" Gegner, den Iran?) und welche diese traditionellen Widersprüche für die Auffassung spielen, dass hinter allem, aber auch allem immer nur der Iran stehen könne.

Paulo und ich geraten über eine andere Frage in einen Disput. Paulo empört sich über die Meinung einiger westlicher Politiker, die ich allerdings noch nicht gehört hatte, im sudanesischen Darfur sei es viel schlimmer als im Irak. Nein, er streitet lebhaft mit den nichtanwesenden Kontrahenten, der Irak ist viel, viel furchtbarer. Ich halte solche Debatten, gleich mit welchem Ergebnis, für sinnlos und falsch. Man braucht keine Hierarchien des Entsetzlichen, um sich gegen die Situationen im Irak oder in Darfur aufzulehnen. Viel wichtiger wäre es, die jeweiligen und differenten Ursachen, Erscheinungen, Konsequenzen möglichst genau zu benennen. Ansonsten scheinen es mir Diskussionen zu sein von Leuten, die das eine und das andere nicht kennen oder relativieren möchten. Da sind wir uns beide auch schnell wieder einig.

Nachts

Noch einmal haben wir Samira getroffen. Sie erzählte, dass Vorgestern Abend, kurz vor unserer Ankunft, ein Oberst des Badr-Korps und vier seiner Leute ganz in der Nähe beim Verladen eines Sprengsatzes umgekommen sind, als die vorzeitig explodierten. Paulo fragte, für wen er denn wohl gedacht gewesen wäre? Abdullah hatte seine typische Antwort: "Wie auch immer. Mit uns ist Gott. Wir sind hierher nicht für unseren Vorteil gekommen. Wir sind hier, weil wir den Menschen zuhören und ihnen international eine Stimme geben wollen. Deshalb wird Gott uns schützen. Seit meiner Rückkehr 2003 bin ich oft bedroht und angegriffen worden. aber Gott war immer bei mir. Als ich euch am Dienstag hierher mitnahm, habe ich mir gesagt: Das kannst du verantworten. Die sind aus dem gleichen Grund in Diyala wie du. Gott wird sie schützen." Alles andere, das er erzählte, ist weniger Vertrauen weckend. 70 Prozent der Polizisten in der Provinz sind desertiert, weil sie bei den Milizen und den anderen Terrorgruppen sicherer sind und mehr verdienen. Die irakische Armee sei schlechter bewaffnet als die Aufständischen. Fünf Gruppen, darunter Al Qaeda, beherrschten die Provinz fast vollständig. Oft

werden Drogen genutzt, um junge Menschen abhängig zu machen, und dann für Selbstmordanschläge oder die Ermordung ihrer Väter einzusetzen, die früher Offiziere in der Saddam-Armee gewesen sind. Der derzeitige Gouverneur und der Polizeipräsident hätten faktisch keine Macht. Elf Milizen sind im Irak durch die USA als so genannter Parteienschutz lizenziert worden und hätten polizeiliche Rechte. Er fügte hinzu: "Die neue amerikanische Strategie besteht darin, auf eine Strategie zu warten."

7. Januar, mittags

Am Vormittag gab es eine Kundgebung mit etwa viertausend Irakerinnen und Irakern, die aus dem ganzen Land gekommen sind, um uns zuzuhören. Abdullah, Paulo, einige Stammesälteste, eine Irakerin und ich sprachen zu ihnen. Nach der Kundgebung wollten viele Menschen mit mir reden, und zum Glück fand sich auch immer jemand, der ins Englische übersetzen konnte. Ein Mann übergab mir zehn Briefe von Irakern, die ihre Erlebnisse in der Geiselhaft, in Gefängnissen und von Folterungen schildern. Ein Anderer erzählte, dass der Sheikh seines Stammes vor vier Tagen barbarisch erstochen worden sei. Eine ganze Gruppe von Frauen redete eindringlich und alle zugleich auf mich ein, bis der Dolmetscher ihnen sagte, dass er so gar nichts übersetzen könne. Sie bestimmten dann eine Wortführerin, die die kollektive Leidenschaft und Empörung auch allein und begleitet vom heftigen Kopfnicken der anderen in Worte fassen konnte: "Darf es sein, darf es sein, frage ich Sie als Abgeordneten des Europaparlaments, dass wir in einem Land mit so viel Öl unsere wenigen Bäume verheizen müssen, damit unsere Kinder warmes Essen bekommen können? Darf es sein, dass die internationale Gemeinschaft zusieht, dass unsere Kinder und wir keine Medizin und keine Ärzte haben? Wir sind Frauen. Darf es sein, dass wir keine Sicherheit haben? Mein Mann wurde vor kurzem für vier Wochen nur deshalb eingesperrt, weil er Sunnit ist. Darf es sein, dass Europa zusieht, wenn die Milizen die Lebensmittel für unsere Dörfer blockieren?" Sieben oder acht Lehrer aus Salahadin umringten mich, als ich schon gehen musste. Einer hielt mich am Arm fest und erzählte so schnell, dass der Übersetzer kaum hinterherkam: "Allein in meinem Dorf sind bisher 70 Menschen ermordet worden. Oft werden sie mit Draht erdrosselt, mit Draht an ein Auto gehängt, zu Tode geschleift oder bis der Kopf abreißt, mit Strom zu Tode gefoltert, mit Bolzen in den Kopf geschossen, und die Leichen dann in den Fluss geworfen. Ihr könnt das doch nicht weiter dulden!"

Meine knapp zehnmündige Rede hatte ich mir am Morgen auf Englisch aufgeschrieben:

"Ladies and Gentlemen, dear friends, ich bin aus vielen Gründen in den Irak gekommen. Natürlich bin ich erschüttert vom Leiden des irakischen Volkes durch die Okkupation, das Fehlen elementarer sozialer und wirtschaftlicher Entwicklung, das anhaltende tägliche Töten so vieler unschuldiger Männer, Frauen, Kinder, die brutale Einmischung ausländischer Mächte in die irakischen Angelegenheiten. Seit 2003 bin ich jedes Jahr mindestens zweimal in den Irak gereist. Ich habe erlebt, dass die Situation für die große Mehrheit der Irakerinnen und Iraker, vor allem ihre Sicherheit, von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, schlechter geworden ist. Aber ich muss Ihnen nicht erzählen, wie Ihr Leben ist. Ich bin nur ein Beobachter. Ich fahre wieder ab. Ich lebe dieses Leben nicht jeden Tag... Aber ich habe auch erneut gelernt, dass die Iraker nicht nur ein leidendes Volk sind, sondern ein Volk, das bereit und fähig ist, seine Probleme zu lösen und ein sicheres, unabhängiges und gerechtes Land aufzubauen. Falls die internationale Gemeinschaft den Irakern die notwendigen Bedingungen dafür einräumen würde. In den vergangenen Tagen habe ich so viele unterschiedliche Männer und Frauen gehört, aus Bagdad, Faluja, Diyala, Anwar, Kerbala, Kirkuk, Erbil, Sulaimaniya, Basra... In Europa haben wir ein unrealistisches, einseitiges und arrogantes Bild vom Irak. Irak ist nicht nur ein Land der Gewalt, der sektiererischen Kämpfe, des Mordens von Sunniten durch Schiiten, von Schiiten durch Sunniten. Das ist im Gegenteil das Ergebnis der amerikanischen Besatzung, des fundamentalistischen Extremismus, der von außen kommt, und der Terrorgruppen, die sich in ihrem Gefolge ansiedeln konnten. Ich werde nach Europa die Überzeugung bringen, die ich hier gewonnen habe: Die Iraker sind nicht in Sunniten und Schiiten, Araber, Kurden, Turkomanen geteilt, sondern in die gewaltige Mehrheit, die Demokratie, Toleranz und Frieden will und jeden Fundamentalismus ablehnt sowie jene, die im Irak eine reaktionäre und antihumane Ideologie durchsetzen oder das Land spalten wollen. Liebe Freunde, ich bin mir Ihrer Gefahren und der umfassenden täglichen Nöte bewusst, aber ich fahre nach Europa auch mit Hoffnung zurück. Diesen realistischen Optimismus habe ich von Ihnen. Sie haben mich gelehrt, dass die Irakerinnen und Iraker, die Probleme haben, die kein Europäer auch nur kennt, zur Solidarität fähig sind. Sie haben mich gelehrt, dass Menschen, die um das tägliche Überleben kämpfen, fähig und bereit sind für eine solidarische Zukunft. Der Irak war nicht nur in alter Zeit eine Wiege unserer Zivilisationen, er ist

auch eine Quelle zivilisierter Politik heute. Sie, liebe Freunde, sind ein Beweis dafür. Das ist die wichtigste Botschaft, die ich nach Hause nehme. Ich habe Ihnen zu danken für Ihre Verpflichtung der Demokratie, der Toleranz und dem Pluralismus gegenüber. Tschukran. Thank you."

Ab 15 Uhr

Zum Mittagessen war kaum Zeit. Nicht einmal der übliche Tee konnte gereicht werden. 25 Stammesälteste haben bereits auf uns gewartet. Einer nach dem anderen spricht. Es sind gleiche, ähnliche Berichte, wie wir sie seit Tagen hören. Sheikh Jossin Tabulin meint, dass die USA den Irak militärisch, der Iran ihn ideologisch besetzt hätten: "Jeden Tag, überall wird gemordet. Aber das ist nur ein Problem. Geschäftsleute, die mit den Banden nicht kooperieren, werden von den traditionellen Märkten verdrängt." Dann weist er auf einen Jungen im Rollstuhl, seinen neunjährigen Sohn Asaad: "Mein Sohn wurde auf der Straße in Bagdad von einer Mörsergranate iranischer Produktion getroffen. An drei Krankenhäusern wurden wir von Milizen daran gehindert, ihn behandeln zu lassen, obwohl die Beinschlagader am Knie verletzt und er am Verbluten war. Geholfen wurde ihm erst in einem amerikanischen Lazarett." Der Sheikh, der meinen Fotoapparat gesehen hatte, fordert mich auf, Bilder von den Wunden seines Kindes zu machen. Mir ist das peinlich. Ich möchte nicht, aber er entblößt den Rücken, das Bein und den Fuß des Jungen, und ich muss die Verletzungen fotografieren: "Das muss man in Europa sehen, berichten reicht nicht", ist sein Argument.

Sheikh Abdul Hassan aus Bagdad bestätigt: "Wir haben keinen sicheren Zugang zu Krankenhäusern und Ärzten mehr. Wie bekommen nur unregelmäßig Nahrungsmittel und kein Öl zum Heizen, kein Benzin für die Autos. Die Straßen werden blockiert. Niemand kommt zu uns durch. Auf meine Bitte an die Regierung, unserem Stadtviertel zu helfen, habe ich nicht einmal eine Antwort erhalten."

Sheikh Faiz Lafta Alibed aus der Provinz Diyala: "Sie töten vor allem unsere Akademiker und zerstören die Infrastruktur. Unser Reichtum geht an die Milizen, egal ob sie schiitisch oder sunnitisch sind. Bei uns gibt es zwei benachbarte Dörfer, Dodjama und Zanboor, eines sunnitisch, eines schiitisch. Sie wurden unlängst beschossen, sieben Häuser zerstört, viele Menschen getötet. Die Mitglieder der Milizen kamen weder aus dem einen noch aus dem anderen Ort. Die Regierung weiß davon, aber sie tut nichts, Polizei und Armee haben sich nicht einmal sehen lassen." Sheikh Salah Abdel al Asaki ergänzt ihn: "Es waren Mehdi-Milizen, die unser Dorf besetzten. Sie haben alles gestohlen und wahllos aus Maschinengewehren gefeuert. Erst als die amerikanischen Truppen kamen, die wir zu Hilfe gerufen haben, zogen sie unbehelligt ab. Wir fordern das Europäische Parlament auf, allen Irakern zu helfen. Überlassen Sie Irak nicht den Amerikanern!" Ein Sheikh aus Faluja dankt uns für etwas, das mit zunächst viel zu selbstverständlich schien: "Danke, dass Sie uns sagen lassen, was wir in diesem Land niemandem mehr sagen können oder wo uns niemand mehr zuhört. Ein weiterer fordert uns auf, uns um die 35.000 Inhaftierten in den Haftanstalten der USA und den 600 Gefängnissen des Innenministeriums zu kümmern: "Ihr müsst sie besuchen. Viele von ihnen sehen wir erst als Leichen wieder, die nachts auf die Straßen geworfen werden. Gehen Sie durch Bagdad. Sie werden die Leichen sehen."

Ich habe viele Notizen gemacht, aber ich kann und muss nur wenig davon ergänzend wiedergeben. Sheikh Muzner al Asi, der seine Frau mitgebracht hat, sagt selbst: "Ich könnte nur wiederholen. Aber bedenken Sie, dass wir im Irak keine freie Berichterstattung haben. Wir brauchen Sie. Vor zwei Monaten wurde unser Sohn verschleppt. Wir wissen nicht, ob er noch lebt. Fünf meiner Cousins sind von den Milizen getötet worden." Während er von seinem Sohn spricht, blicke ich immer wieder zu seiner Frau. Ich muss nicht fragen, wie ihr zu Mute ist. Ich kann es sehen. Eine Lehrerin aus Salahadin, die unter den Ältesten sitzt, berichtet: "Unsere Schule in Balath kann genauso wenig arbeiten wie das Krankenhaus, weil die Milizen uns blockieren. Wir bekommen keine Nahrungsmittel mehr mit offiziellen Transporten. Wir werden auch nicht nach Bagdad durchgelassen, um unsere Gehälter abzuholen. Eine Million US-Dollar für die Staatsangestellten in unserer Stadt sind bei einem Überfall geraubt worden. Fast jeden Tag werden Menschen ermordet, und auch bei uns werden die Leichen auf die Straße geworfen." Eine andere Frau, aus Diyala, weint, als sie uns ihre Geschichte erzählt. 26 Jahre war sie verheiratet. Jetzt hat sie ihr Mann verlassen, weil er dem Druck nicht mehr standhielt, etwas auszuhalten, was für beide vorher nie ein Problem gewesen war: Sie ist Sunnitin, er Schiit.

Nun sind es mehr als einhundertfünfzig persönliche Berichte, die ich notiert habe. Viertausend Irakerinnen und Iraker haben wir in diesen Tagen getroffen, repräsentativ sicherlich nur für jenen Teil

der Bevölkerung, der die US-Okkupation ebenso ablehnt wie den religiösen Extremismus, aber das Bild ist bestürzend. Nicht einmal im Sommer 2005, als am Tag meiner Ankunft in Bagdad zehn Bomben explodierten und südlich der Hauptstadt ein Tankwagen auf einem Markt zur Explosion gebracht wurde, habe ich so viel und so viel Einzelnes von jüngsten Morden, Anschlägen, Angriffen, Folterungen und anderen täglichen Verbrechen erfahren, so viel davon in zeitlicher und räumlicher Nähe zu uns. Es ist auch für einen Besucher und für jemanden, von dem man nur erwartet, dass er zuhört, schwer zu ertragen. Die europäischen Medien, deren Journalisten in Amman oder Kairo oder bestenfalls in ihren scharf bewachten Büros in Bagdad sitzen, können nur von den großen Anschlägen berichten. Vom blutigen Alltag, den zahllosen individuellen Morden, dem tausendfachen Sterben von Kindern, die keine Arzneien und unzureichende Nahrung erhalten, den Demütigungen, dem Zusammenbruch des geistigen Lebens im Irak und der Not in fast allen Provinzen, Städten, Dörfern erfahren wir in Europa fast nichts.

21 Uhr

Eine Journalistin aus Basra, die zur Kundgebung am Vormittag wollte, ist erst jetzt eingetroffen. Sie wurde an den zahlreichen Straßensperren immer wieder aufgehalten. Nun wollte sie uns aber wenigstens noch sehen: "Das schlimmste sind die Milizen, überall im Land. Sie töten und vertreiben gezielt die Akademiker, vor allem die Lehrer, Wissenschaftler und Mediziner. Tausende Ärzte sind ermordet worden, noch mehr aus dem Land geflüchtet. Bei uns im Süden haben sie das Leben von gebildeten Frauen unerträglich gemacht."

8. Januar, neun Uhr

Unser letzter Termin vor der Rückfahrt nach Erbil, ein Meeting mit den US-Offizieren Oberst Rose und der Oberstleutnantin Turlock, die uns freundlich begrüßen und wissen möchten, warum wir in diese gefährliche Region gekommen seien. Wir antworten kurz, aber wir haben nicht allzu viel Zeit und sprechen sofort die Hinrichtung Saddam Husseins an. Oberst Rose entgegnet sehr förmlich: "Die USA haben Saddam nach irakischen Gesetzen übergeben. Es ist eine gewählte Regierung. Das Tempo, der Zeitpunkt und vor allem die Art und Weise der Hinrichtung waren für die Vereinigten Staaten unangenehm. We are upset. Doch darauf hatten wir keinen Einfluss." Später wird er offener: "Wir sind in einer sehr schwierigen Situation. Aber wir sind Militärs, nicht Politiker. Es wäre gut, wenn Sie als Parlamentarier die Probleme offen mit Ihren amerikanischen Kollegen und dem State Department diskutierten. Ich kenne die Situation hier sehr genau. Gestern wurde ich von Irakern aufgefordert, einen korrupten Bürgermeister zu verhaften. Dazu bin ich jedoch gar nicht befugt. Die Unsicherheit wird weiter zunehmen. Die Iraker schießen auf Iraker. Wir sind zwischen den Fronten. Zwei meiner Soldaten wurden beim Schutz einer Wasserpumpe getötet, zwei verwundet." Als er zum dritten Mal davon spricht, Iraker schießen auf Iraker, widerspricht Abdullah, das seien Al Qaeda und die Milizen, nicht die Iraker. Paulo und ich berichten von unseren Erfahrungen und Einschätzungen, auch von unseren Zweifeln an der Handlungsfähigkeit und -bereitschaft der irakischen Institutionen. Ich sage den beiden Offizieren unter anderem, dass wir als Europaabgeordnete jede Woche ins Ausland, nach Brüssel oder Strasbourg reisen müssten, um arbeiten zu können. Die irakischen Abgeordneten dagegen reisten nach Amman oder Doha, weil sie nicht arbeiten und nur dort überleben könnten. Rose taut merklich auf: "Unsere größte Herausforderung, ein realistisches Bild der Lage im Irak zu vermitteln, ist nicht das Pentagon, das sind die Politiker. Wir wissen auch, dass die meisten Täter den irakischen Behörden bekannt sind, aber sie werden selten verfolgt und noch seltener bestraft. Die Schwelle zum Morden wird so immer niedriger, wenn es überhaupt noch eine gibt." Zum Abschluss sagt er zu Abdullah: "Ich kenne Ihre Arbeit, ich schätze Sie sehr. Ich Sorge mich sehr um Sie." Da spricht er mir aus dem Herzen.

Halb zwölf

Wir sitzen in den Jeeps unseres Konvois. Unsere bewaffneten Begleiter werden von ihrem Chef noch einmal eingewiesen. Die Anspannung, die ich auf der Herfahrt spürte, ist wieder da. Paulo und ich sind kein wichtiges Ziel, aber Abdullah, das weiß ich mehr als zuvor, ist eins. Er ist einer der wenigen irakischen Politiker, die dieses Land vor den Milizen bewahren könnten. In Diyala dürfte er der einzige sein. Die Sorge des amerikanischen Offiziers ist leider allzu berechtigt.

Es regnet wieder, intensiv. Vielleicht hält es auch jene in ihren Quartieren, denen wir auf dieser Fahrt nicht begegnen möchten. Ich komme auf eigenartige Gedanken. Man kann nicht viel sehen, ohnehin ist die Gegend trostlos. Ich sehe zwar des Öfteren aus dem Fenster, aber vor allem lenke ich mich mit meiner Lektüre der Tagebücher Mihail Sebastians ab. Immerhin, es ist ein angenehmeres Gefühl, diesmal bei Tageslicht durch Diyala zu fahren. Jede der vielen Straßensperren, die eigentlich der Sicherheit und der Kontrollen durch Polizei und Militär dienen sollen, ist ein besonderer Gefahrenpunkt. Als ich an einer fotografieren und das Wagenfenster öffnen will, regieren unsere Begleiter hektisch. Ist schon gut. Ich verstehe. Aber die Fahrt in einem Konvoi, der den Ehrgeiz hat, alle anderen Autos auf diesen schlechten, schlammigen und schmalen Straßen zu überholen, ist auch ohne den Gedanken an die Banden nichts für schwache Nerven. Am Donnerstag, im nächtlichen Dunkel, war auf dieser Straße fast nichts los. Private und zivile LKW und PKW sind in der Dunkelheit nicht mehr unterwegs. Jetzt am Tage ist die Straße umso voller. Jedes Überholmanöver und die Notwendigkeit, an den vor uns fahrenden Jeeps dran zu bleiben, verlangt mehr als normales fahrerisches Vermögen, zumal wir dann 100 km/h und mehr drauf haben. Ich erinnere mich an jenen Taxifahrer, mit dem ich 2003 durch den Bagdader Berufsverkehr den UNO-Inspektoren hinterher gejagt bin. Aber auf unseren Fahrer scheint es entspannend zu wirken. Er lacht und freut sich, und erst, wenn der nächste Checkpoint in Sicht kommt, wird er wieder ernst und konzentriert. Die folgen alle drei oder zehn Kilometer. Verkehrsberuhigung à la Irak. Doch am zweiten werden wir kontrolliert und verlieren den Anschluss. Mit 130 km/h ist unser Fahrer jedoch in seinem Element. Am nächsten Posten das Gleiche. Warum immer nur wir? Diesmal jagt er mit 150 km/h hinterher. Im nassen Braun links und rechts der Straße tauchen gelegentlich einmal eine Oase, ein einsamer Hof oder ein kleines Dorf auf. Und wieder eine Straßensperre, diesmal schon nach knapp zwei Kilometern, diesmal mit Schützenpanzerwagen der irakischen Armee.

12.45 Uhr

Zum dritten Mal sind wir kontrolliert worden, keine Probleme, sieht man von den anschließenden Verfolgungsjagden ab. Einen Europäer haben die Posten hier offensichtlich noch nie zu Gesicht bekommen. Ihre Blicke sind neugierig, die Fragen an meine Begleiter auch.

13.05

Die ersten Hügel und Berge begleiten uns fern im Osten, ansonsten bleibt es flach und so lehmfarben, dass man schon sehr aufmerksam sein muss, um die Schafherde zu entdecken, die über den kargen Boden getrieben wird. Mehr als ein dürftiges Büschel trockenen Grases pro Quadratmeter kann ich nicht sehen. Arme, fleißige Schafe!

13.20

Wir haben die Grenze zur Provinz Kirkuk erreicht, eine wirkliche Grenze, mit großem befestigten Checkpoint und langen Schlangen von LKW und Kleintransportern, die aufwändig kontrolliert werden, bevor sie passieren dürfen. Das ölreiche Kirkuk ist keine wirklich ruhige Provinz und könnte in Kürze zu einem weiteren Explosionsherd vor allem für das arabisch-kurdische und türkisch-irakische Verhältnis werden. Für heute aber zählt nur das Gefühl, aus Diyala raus zu sein, eingeschlossen das schlechte Gewissen, die Menschen, die so unmäßige Hoffnungen in uns setzen, zurückzulassen, und die vielen Erinnerungen an ihre Schicksale.

14 Uhr

Wir kommen durch die Ölfelder von Kirkuk. Ich war so in mein Buch vertieft, ich war im Bukarest des Oktober 1941 und so gar nicht im Irak, dass ich es nicht mitbekommen hätte. Aber der penetrante Ölgeruch hat mich in die Gegenwart geholt und lässt mich auch wenig Gutes über den Zustand der Pumpen und Leitungen vermuten. Bei einem kurzen Halt steige ich aus, werde jedoch sofort wieder hineingejagt. Erneut erklärt man mir, dass Paulo als Araber und Tomaz als Kurde durchgehen könnten: "Aber mit dir haben wir keine Chance. Wir wollen nicht, dass jemand auf uns aufmerksam wird."

Wir sind in Kirkuk, der, nach meinem zweimaligen und - zugegeben - oberflächlichen Augenschein, hässlichsten Großstadt, die ich je gesehen habe. Der Ölgeruch hört erst auf, als wir auch die Fördergebiete im Norden der Stadt weit hinter uns gelassen haben. Zwanzig Minuten und zwanzig Kilometer lang roch es wie in einer schlecht gepflegten Tankstelle - in einem Land, in dem die meisten Tankstellen geschlossen oder ohne Benzin sind.

14.20

Wir sind in Kurdistan. Wir haben die nicht erlebten Gefahren hinter uns. Als ich 2003 kurz vor dem amerikanischen Irak-Krieg das bereits völlig demoralisierte und vom elenden UNO-Embargo gezeichnete Bagdad verlassen hatte und in Amman eingetroffen war, hatte ich das Gefühl: "Gott sei Dank, zurück in der zivilisierten Welt." Diesmal erwische ich mich bei diesem Empfinden, als wir die Grenze nach Kurdistan überfahren. Ich vermag seine Fragwürdigkeit und Dummheit zu erkennen, aber das Gefühl ist doch da, umso bitterer Sorge ich mich um Samira und ihre Familie, die bestimmt noch Wochen benötigen werden, ehe sie uns folgen können. Und was geschieht in diesen Minuten in Bakuba, Bagdad, Basra, Faluja? Wie ergeht es gerade jetzt und morgen, in der nächsten Woche den Menschen, die gestern, vorgestern, vor drei Tagen vor und neben mir saßen oder standen? Sie haben diesen Weg nicht. Sie waren bestürzend nah mit ihrer Not, jetzt bestürzend fern. Ich werde, wie auch immer, verantwortlich dafür sein, mir die Nähe nicht nehmen zu lassen. Ich werde erst morgen Irak verlassen, doch die Bedrückung, die ich bereits in den Tagen vor Silvester immer stärker gespürt hatte, erst vor mir selbst, dann vor den Freunden verheimlichte und leugnete, ist gewichen. Ich bin zurück. Ein irrationales Gefühl. Asaad in seinem Rollstuhl und mit seinen schlecht verheilten Wunden bleibt zurück?

Erbil, 17 Uhr, im Hotel

Wir diskutieren mit dem kurdischen Planungsminister und seinem Berater das Konzept, das sie inzwischen für die Konferenz entworfen haben, über die wir vor einigen Tagen mit ihnen geredet hatten. Es fällt mir schwer, eine halbe Stunde nach der Rückkehr aus der blutigen Krisenprovinz Diyala und nach all dem Gehörten der vergangenen drei Tage umzuschalten auf die so sachlichen Fragen regionaler Entwicklung und ökonomischer Zusammenarbeit. Um halb sechs kommt der kurdische Außenminister Fala Mustafa Bakir hinzu, der sich sichtlich freut, mich nach einem Jahr wieder in Kurdistan zu sehen. Auch er sagt, es sei dringend, dass die EU-Kommission aktiver werde im Irak und in der Region, Großbritannien habe ein Generalkonsulat in Erbil eröffnet, Russland und Frankreich würde in Kürze folgen: "Kurdistan ist das sichere Tor in alle Teile Iraks. Selbst die Amerikaner kümmern sich praktisch nicht um uns, haben fast keine Truppen hier, da es für sie in Kurdistan auch keine Probleme gibt. Nur drei Prozent der amerikanischen Irak-Ausgaben gehen nach Kurdistan. Wir wollen ein vereinigtes, föderales Land. Wenn die Menschen ein wirtschaftliches Auskommen haben, werden sie auch für die Terroristen und für Selbstmordanschläge nicht mehr empfänglich sein und auch nicht mehr fliehen. Wir haben bereits ein international anerkanntes Investitionsgesetz. Wir könnten ein guter Markt für europäische Waren und Investitionen sein und selbst unsere großen landwirtschaftlichen Möglichkeiten erschließen. Wir streben unsere Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln an."

18.15 beim kurdischen Innenminister

Das Gebäude mit seiner dunkelroten Granitverkleidung ist wuchtig, wie es sich wahrscheinlich viele Innenminister wünschen. Dem großen Büro und seiner Einrichtung mit mächtigen bordeauxroten Ledersesseln sieht man an, dass wir bei einem der mächtigsten Männer der kurdischen Regierung sind. Aber Abdul Karim Sultan Sinjari ist ausgesprochen freundlich und aufgeschlossen. Gleich zum Beginn erzählt er, dass er sich zweimal persönlich in Diyala nach unserer Sicherheit erkundigt hat. Wir berichten auch ihm von unserer Initiative "Iraq with a Future", die er für eine wichtige Idee hält: "Wir müssen wenigstens die Politiker und die Zivilgesellschaft in diesem Land zusammenbringen. Es gibt viel zu wenig Dialog miteinander." Fast zwei Stunden reden wir mit ihm, und obwohl ich übervoll von so vielen Informationen aus den vergangenen Tagen bin, erfahre ich Neues oder höre es in einer anderen anregenden Form: "Vor Saddams Kriegen und dem UN-Embargo war Irak führend im Gesundheitswesen. Die Menschen kamen zu uns aus der Türkei, aus dem Libanon und aus Syrien zur Behandlung. Heute fahren jene, die es sich leisten können, in die Krankenhäuser von Istanbul und

Amman, wo im Übrigen inzwischen auch unsere Ärzte sind." Er beschönigt nicht, dass es für Frauen in Kurdistan immer noch viele bedrückende Probleme gibt, aber der Fortschritt gegenüber dem restlichen Irak sei gewaltig: "65 meiner Polizeioffiziere sind Frauen, insgesamt haben wir 600 Polizistinnen. Wir haben ein Gesetz gegen die 'Ehrenmorde' an Frauen beschlossen und sind dabei, es auch erfolgreich umzusetzen. Nach irakischem Recht können Kinder ab 9 Jahre inhaftiert werden, in Kurdistan erst ab 11, und jetzt arbeiten wir an einem Gesetz, dass es nur erlaubt Kinder in das Gefängnis zu stecken, wenn sie älter als 13 sind. Wir gewährleisten inzwischen eine kostenlose Schulbildung für alle. In Erbil aber bedeutet das beispielsweise, dass wir die Kinder in drei Schichten unterrichten müssen. Viele arabische und christliche Iraker sind inzwischen nach Kurdistan geflüchtet. Wir nehmen sie auf, geben ihnen Wohnungen oder auch Land. Auch die Familien der Gouverneure von Mossul und Tikrit leben hier, weil sie in ihrer Heimat nicht sicher sind. (Ich denke, dass sie aber eben auch die notwendigen Privilegien haben.) Viele irakische Organisationen arbeiten von Kurdistan aus. Jeden Tag kommen 6000 Menschen aus Mossul zur Arbeit nach Erbil." Die Sicherheit von Erbil hat allerdings auch ihren Preis. Nachdem es 2004 und 2005 furchtbare Anschläge mit Autobomben gegeben hatte, wurde um die Stadt innerhalb von vier Wochen ein 75 Kilometer langer, drei Meter breiter und ebenso tiefer Graben ausgehoben. Er wird lückenlos von Posten der Peshmergas bewacht, Autos müssen die Checkpoints passieren. (Ergänzung vom 10. Mai 2007: Gestern hat ein Selbstmordattentäter einen Lastkraftwagen in Erbil, und ausgerechnet eben vor dem Innenministerium zur Explosion gebracht. Mindestens 15 Menschen sind getötet, 90 verletzt, das Gebäude ist bis in die oberen Geschosse zerstört worden.) Auch der Minister sieht in der Entlassung von Hunderttausenden aus der alten irakischen Armee und Polizei einen verheerenden Fehler der USA und hat kein gutes Wort für die Regierung in Bagdad übrig: "Die Leute in der Green Zone machen nichts außer sich gegenseitig dort zu besuchen. Wir haben keine Regierung im Irak. Und sehen Sie sich unsere Tankstellen an! Wir kaufen Kerosin, Benzin, Diesel aus der Türkei, Kasachstan, Iran, Turkmenistan. Hunderte Tankwagen stauen sich jeden Tag an den Grenzen, aber sie fahren leer aus unserem ölreichen Land und voll zurück." Für einen kurdischen Politiker ungewöhnlich offen spricht er auch über die iranische Einmischung. Der Gouverneur von Nasariya, erzählt er, habe auf einer Konferenz in Erbil die Frage des kurdischen Präsidenten nach den Problemen in seiner Provinz, so beantwortet: "Wir haben nur ein Problem. Der Iran hat uns besetzt und überschwemmt uns mit Drogen."

9. Januar, acht Uhr, auf dem Flugplatz in Amman

Wir haben unseren Flug nach Hause verpasst. Um vier Uhr morgens waren wir auf dem Flugplatz in Erbil. Ich war in Abschiedsstimmung und zugleich freute ich mich auf die Rückkehr. Aber Royal Jordanian ließ uns warten, und als wir in Amman ankamen, war der Flieger nach Paris schon auf dem Rollfeld. Wieder nichts mit den luxuriösen Flughäfen der Welt für mich! Hunderte Pilger mit Kanistern heiligen Wassers und der weißen Pilgertracht, die von der Wallfahrt nach Mekka heim wollen, drängen sich im kleinen Warteraum. In den nächsten zehn Tagen sei alles ausgebucht, erklärt man uns am Schalter. Tomaz, Paulo und ich diskutieren die Alternativen: mit dem Auto oder Flugzeug nach Tel Aviv, von wo bestimmt keine Pilger starten, ans Rote Meer fahren, ein paar Tage ausspannen, nach Petrak, uralte Kultur kennen lernen, Krach schlagen, Abdullahs Kontakte zu jordanischen Offiziellen nutzen? Der Air-France-Schalter ist bereits geschlossen, Royal Jordanian lässt uns eine Stunde warten, bis Abdullah mit irgendeinem jordanischen Offizier erscheint. Es ist rührend, wie sich Abdullah um uns kümmert. Ich habe längst Gefallen an der Idee gefunden, mit einem Taxi die 250 Kilometer nach Tel Aviv zu fahren, mir aber auch ein halbes Dutzend Prospekte mit Reisezielen in Jordanien besorgt. Amman kenne ich zur Genüge. Für die kulturgeschichtlich berühmten Plätze des Landes hatte ich jedoch noch nie Zeit gehabt, oder sie mir leider einfach nicht genommen. Ich käme gern schnell nach Haus. Aber die neue Situation empfinde ich auch als reizvoll. Warum nicht ein paar Tage auf den Rückflug warten und mal die anderen, so bedeutsamen und schönen Seiten Jordaniens kennen lernen? Tomaz und Paulo sehen unser Missgeschick weniger freundlich. Nach rund drei Stunden bekommen wir für Morgen doch drei teure Plätze bei Royal Jordanian. Sicherheitshalber rufen wir dann aber bei unseren Reisbüros in Europa an und erfahren empört, dass wir bei Air France ohne neues Ticket ebenfalls morgen fliegen könnten. Jetzt geht das Theater von vorn los. Die Rückbuchung bei den Jordaniern ist auf dem Flugplatz nicht möglich, angeblich nur in der Zentrale in Amman. Nun gut, wir haben ohnehin beschlossen, den zusätzlichen Tag zu nutzen, um weitere irakische Politiker zu treffen, für die Amman zum Zufluchtsort vor der Gewalt geworden ist. Am späten Nachmittag werden wir die fünfzig Kilometer in die Hauptstadt fahren und unser Glück versuchen. Zunächst geht es in das

schmuddelige Transithotel am Flugplatz, in dem ich bei so vielen Besuchen meine Nächte vor oder nach den Irak-Reisen verbracht habe. Ich bin hundemüde nach all den kurzen Nächten und der vergangenen, in der sich das Hotelzimmer in Erbil kaum gelohnt hat. Ein Bier und ein längerer Mittagsschlaf, dazu braucht man kein angenehmeres Hotel.

19.30, Holiday Inn in Amman

Auch in der Zentrale der Fluggesellschaft sind wir abgeblitzt. Wir müssten in ein anderes Büro, doch das sei bereits geschlossen. Abdullah wird morgen nach unserem Abflug weiter versuchen, dass wir unser Geld zurück erhalten. Es tut mir leid, ihn auch noch damit zu belasten.

Seit 18 Uhr reden wir hier mit Parlamentsabgeordneten und anderen Politikern aus den sunnitischen Regierungsparteien, unter ihnen Sheikh Chalaff, Parlamentsabgeordneter und einer der Führer der Dialog-Front, und Dr. Fohsi, sein Stellvertreter. Für sie ist selbst die Green Zone in Bagdad zu gefährlich. Sheikh Chalaff schätzt die Situation in seinem Land als dramatisch ein. Es bleibt merkwürdig, dass er wie ein Oppositionspolitiker redet, nicht wie ein Mitglied der Regierungskoalition: "Wir freuen uns sehr, Sie zu treffen. Wir wünschen uns, dass sie unsere Lage und unsere Probleme verstehen. Nicht aus der Perspektive, die die USA und die irakische Regierung geben. Die Situation ist wirklich schlimm. Es gibt eine Okkupation durch die US-Armee und eine durch das iranische Regime von Diyala bis Fao. Faluja ist von den Koalitionskräften eingekreist. Dort gibt es keine Nahrungsmittel, keinen Treibstoff, keine Jobs, kaum gesundheitliche Betreuung. Die Menschen dort haben nicht einmal Holz zum Heizen und Kochen. Wir hoffen, dass die Europäische Union und das Europäische Parlament das sehr ernst nehmen. Wichtig wären die Medien. Als die Amerikaner den Irak eroberten, haben sie die Armee und fast den gesamten öffentlichen Dienst aufgelöst und sich ausschließlich auf die Kurden und die proiranische schiitische Opposition gestützt. Ich war kein wirklicher Anhänger Saddams, obwohl ich eine Zeit lang hoher Armee-Offizier war. Später wurde ich eingekerkert. Aber ich muss anerkennen, dass das Schlimmste des Saddam-Regimes besser war als die heutige Entwicklung. Sunniten und Schiiten können zusammenleben. Von Saddams 55 Ministern waren 33 Schiiten und Kurden, 4 Turkomanen und Christen, 18 Sunniten. Drei Viertel der Führung der Baath-Partei war schiitisch. Die Probleme dieses Regimes lagen auf anderen Gebieten. Deshalb bin ich auch gegen einen Irak, der aus schiitischen, sunnitischen und kurdischen Unabhängigkeiten bestünde. Jetzt werden der Irak, die Regierung und die Armee immer kurdischer, und gleichzeitig wollen die Kurden auch noch einen eigenen Staat. Wir benötigen eine Veränderung der Verfassung, aber das wird von den Kurden blockiert. Mehrere Provinzen haben die Verfassung abgelehnt. Bei den Wahlen gab es nachgewiesen 300.000 falsche Stimmzettel. Der im Westen herrschende Eindruck, dass die Mehrheit der Irakerinnen und Iraker die Regierung gewählt hat und unterstützt, ist falsch. Es gibt den Terrorismus der Al-Qaeda. Und jenen der Regierung und ihrer Milizen. Beide arbeiten oft zusammen. Mein Sohn wurde von Regierungsmilizen inhaftiert. Ermordet wurde er von einer Al-Qaeda-Gruppe. Es wäre möglich, die Familienoberhäupter zu gewinnen, um Al-Qaeda zu isolieren. Das eigentliche Problem ist jedoch, eine Regierung zu formieren, die unabhängig vom ausländischen Einfluss ist."

22 bis 23 Uhr

In der Lobby des Hotels hat uns ein besonderer Gesprächspartner erwartet, Ayatollah Hussain Abdallatif Almuaid. Er steht in klarer Opposition zu anderen schiitischen Religionsführern und ist daher im Irak seines Lebens nicht sicher. Eine Dreiviertel Stunde spricht er, bevor wir wenigstens einige Fragen loswerden. Der Ayatollah ist gekleidet, wie man es von den Fotos kennt. Er hat ein kluges, lebhaftes, offenes und auffallend großes Gesicht, wache, braune Augen, aber er wiederholt sich oft und schweift ab. Es ist nichts Neues, was wir hören, aber aus dem Mund eines hohen schiitischen Geistlichen ist es eine wichtige Bestätigung. Als religiöser Mensch beobachte er aufmerksam die Politik der EU und des Europäischen Parlamentes. Die Europäische Union komme sehr spät, noch jedoch gebe es für sie Möglichkeiten, eine positive Rolle zu spielen. Dazu müsste sie sich allerdings gegen die Vorherrschaft der USA in der Region und in der Welt wenden. "Nach dem Sieg im kalten Krieg und dem Ausfall Russlands in der Weltpolitik streben die USA die globale Dominanz an. Sie wollen keine Konkurrenz dulden und die internationale Ordnung als eine amerikanische Ordnung gestalten. Irak und die EU haben ähnliche Interessen, vor allem an multilateralen und kooperativen Weltbeziehungen. Die Situation im Irak ist ein Desaster für die Menschen. Verantwortlich dafür sind die USA und die

Regierung. Nationale Politiker (er sagt "nationalistische Politiker") sind aus der Regierung verdrängt worden. Die entsetzliche Unsicherheit ist Folge, nicht Ursache der Politik. Drei Gründe sind für die Destabilisierung entscheidend: Die Okkupation, die die irakische Souveränität beseitigt und das Land gespalten hat; die Regierung, die sich auf sektiererische Kräfte stützt; die iranische Einmischung. Ich habe die Amerikaner oft und von Anfang an davor gewarnt, den Irak mit Hilfe des Iran zu besetzen. Doch sie haben nicht auf uns gehört. Ich habe dem ersten US-Statthalter Brehmer in meinem Büro gesagt: 'Wollen Sie den Müttern und Vätern Ihrer toten Soldaten sagen, dass der Sinn dieses Krieges darin bestand, den Irak auf einem goldenen Tablett an das iranische Regime zu übergeben?' Sie haben sich nach der Invasion nur auf die schwache Opposition im Ausland gestützt, die keine Beziehung zu den Menschen im Irak hatte und außerdem vor allem im Iran indoktriniert worden ist. Die Religion und die religiösen Richtungen des Islam werden von ihnen missbraucht. Washington ist auch weiterhin nicht zu einer Veränderung bereit. Sie treffen die falschen Entscheidungen und haben die falschen Methoden. Wenn die Europäer wahre Freunde der USA sind, müssen sie sie vor weiteren Fehlern schützen. Ich hoffe, dass die Wahlniederlage der Republikaner etwas bewirken wird. Unsere Menschen brauchen politische Bildung und Politiker, die sie kennen. Die nationalen Kräfte sind leider selbst gespalten und zu einem wirksamen Beitrag zu Frieden nicht fähig. Wir benötigen eine nationale Front, ein gemeinsames Programm und die Hilfe Ägyptens, Saudi Arabiens und der anderen arabischen Brüdervölker. An dieser Diskussion sollte sich die EU mit ihren spezifischen Möglichkeiten beteiligen." Als ich endlich zu Wort komme, ihm knapp unsere Einschätzung und die Idee unserer Initiative "Iraq with a Future" vortragen kann, antwortet er, dass er nicht mit einer Gruppe anderer Politiker, sondern nur allein in das EP kommen möchte. Die EU dürfe keinen Dialog mit einer Regierung wie der derzeitigen und auch keinen mit einer Opposition wie der derzeitigen führen. Wir, zumindest ich, gehen noch ratloser als wir gekommen sind.

23.15, nun im Radisson Hotel

Abdullah hat uns auch für diesen ungeplanten Tag ein volles Programm organisiert. Seit zwanzig Stunden sind wir auf den Beinen. Die beiden Männer, die wir hier treffen, sind Vertreter einer schiitischen Oppositionsbewegung: Iraqi Shiite Dafariah. Ob sie realen Einfluss hat, kann ich nicht einschätzen. Ihr Vorsitzender übergibt uns eine Erklärung gegen Saddams Hinrichtung. Wichtig ist ihm, uns zu erklären, wie differenziert auch die schiitische Glaubensrichtung ist, und dass diese Unterschiede bereits in den Machtkämpfen zwischen dem Osmanischen und dem persischen Reich genutzt wurden. Dann sagt er etwas, das ich ähnlich bereits von Abdullah gehört habe und so schwer akzeptieren kann, der in der Saddam Zeit inhaftiert und gefoltert worden ist, aber jetzt meint, die amerikanische Politik zwänge ihn, ein Anhänger Saddams zu werden: "Wir waren nie mit dem Regime einverstanden. Das irakische Volk hat schrecklich unter Saddams Diktatur gelitten. Doch die Politik der USA und der Regierung haben uns genötigt, unsere Haltung zu ändern."

Es ist halb eins

Wir sitzen im Taxi. Ohne sehen zu können, was ich schreibe, beende ich meine Notizen. In einer halben Stunde werden wir im Flughafen-Hotel sein. Als wir vor neun Tagen im Irak ankamen, schien der Vollmond. Nun ist er zur Sichel geschmolzen. Morgen Früh geht es auch schon um Fünf los. Hoffentlich klappt es diesmal. In' schallah. Die praktische Arbeit, Kollegen im EP und die Kommission zu einer anderen Politik zu bewegen, wenigstens einzelne Projekte im Irak zu unterstützen, beispielsweise endlich etwas für die Opfer des Gaskrieges in Halabja zu tun, wird ohnehin erst losgehen.

Die Tage sind dahin gerast, die Eindrücke schwer zu verarbeiten, und ich werde mit vielen Einschätzungen vorsichtig bleiben müssen. Bei der Büchergilde Gutenberg habe ich ein Buch über den Islam entdeckt: "Kein Gott außer Gott". Ich werde es mir bestellen und es lesen, so wie die vielen Bücher über Afghanistan, die mir viele Hintergründe und Zusammenhänge offenbart haben, von denen ich keine Vorstellung hatte. Wie sehr sich die Situation für die Menschen im Irak weiter zugespitzt hat, wie viel Entsetzliches in diesem Land geschieht, das allerdings weiß ich erneut sicherer als zuvor. Selbst wenn die Medienberichte in Europa realistischer und umfassender wären, das eigene Erleben ermöglicht eine völlig andere Haltung. "Tausend Mal getroffen, halte dein Herz offen, denn du bist immer gemeint", hat meine Mutter in einem Gedicht vor Jahrzehnten zum Vietnam-Krieg geschrieben,

Zeilen, die sich mir unvergesslich eingeprägt haben. Eigenes Erleben lässt einem ohnehin keine andere Wahl.